

EISEL, U. (2008): Moderne Geographie mit atavistischen Methoden. Über die undeutliche Wahrnehmung eines deutlichen Paradigmas. In: EISEL, U. UND SCHULTZ, H.-D., Klassische Geographie. Geschlossenes Paradigma oder variabler Denkstil? Eine Kritik von Ulrich Eisel und eine Replik von Hans-Dietrich Schultz. Berliner Geographische Arbeiten 111, S. 1-37.

Replik von Schultz im gleichen Band S. 38-276.

Ulrich Eisel

Moderne Geographie mit atavistischen Methoden

Über die undeutliche Wahrnehmung eines deutlichen Paradigmas

Abstract

A generation ago, several authors characterized the paradigm of classical German geography as based on the idea of adaptation of particular ways of life to specific natural conditions, and directed against phenomena induced by the emergence of industrial capitalism, the world market or natural sciences. This conception was closely related to political conservatism. One of these authors contends today that the ambivalence of classical geography's natural determinism did not lead up to an overtly reactionary attitude siding with German expansionism until and after the work of Friedrich Ratzel. The present article set out to criticize this view of natural determinism by distinguishing between different patterns of this notion and their relationship to political ideology. Whereas natural determinism in a narrow sense holds that the hereditary characters of individuals and species are shaped by natural environment, classical German geography is guided by the idea that immutable natural characteristics have to prove themselves fit to the natural environment they are set to meet.

Teil I: Nachträge zum geographischen Paradigma

1 Der Problemkontext in der Rezeption der Geographie

In der Geographie gibt es eine Diskussion über das geographische Paradigma. Sie bezieht sich auf Thesen, die ich vertreten habe und bisher nicht dementiert habe. Die Diskussion mag den meisten Geographen entgangen sein, denn das Thema der Auseinandersetzung ist nicht gerade das Hauptanliegen der Fachvertreter, die sich mehr um ein dem Zeitgeist entsprechendes Image und Drittmittel bemühen. Aber ein anderer Grund liegt vielleicht auch darin, dass diese Diskussion eigentlich nur von einer Seite aus geführt wird. Das heißt, sie fand nicht erkennbar statt, weil ich mich gar nicht geäußert habe. Zwar habe ich den Kern meiner folgenden Ausführungen schon häufig dargelegt, aber vielleicht hätte ich mich deutlicher auf die geographische Fachgemeinde beziehen müssen. Das will ich jetzt tun. Worum geht es?

Vor gut 25 Jahren habe ich in einer metatheoretischen Arbeit versucht, das Paradigma der Geographie zu rekonstruieren – der so genannten klassischen Geographie ebenso wie deren Weiter- und Rückentwicklungen nach einem „Paradigmenwechsel“ (EISEL 1980; eine Kurzfassung 1979 und 2004a). Das Ergebnis lautete: Der Strukturkern der klassischen Geographie besteht aus der Idee der Anpassung an konkrete Natur. Alles weitere, die Raumbegriffe, die Entwicklungsbegriffe, die Argumente für die „Einheit der Geographie“ usw. werden durch diesen Kern determiniert. Die Folgerung war, dass sich mit dieser Fokussierung erklären lässt, warum die Geographie politisch immer recht deutlich auf der

konservativen Seite des Tagesgeschehens und der großen historischen Weichenstellungen Position bezogen hat. Gleichfalls erklärbar wurde jener Paradigmenwechsel, der – vermittelt über die Umdefinitionen der Raumbegriffe, vorrangig durch die „Abschaffung“ der Landschafts- und Länderkunde und der Einheit der Geographie – mit der Idee der konkreten Natur abrechnete.¹

Diesen „Kern“ hatte ich entstehungsgeschichtlich – so wie die Geographen es selbst sahen – mit den Entdeckungsreisen in Verbindung gebracht. Ideengeschichtlich hatte ich ihn – ebenfalls wie die geographische Geschichtsschreibung selbst – auf die Geschichtsphilosophie von Herder bezogen. Im Unterschied zu dieser Geschichtsschreibung hatte ich aber diesen Bezug nicht zur Legitimation der geographischen Objekte Land und Landschaft eingeführt, sondern um den Kontext der Beurteilung solcher Legitimationen zu erweitern. Das Urteil lautete: Der Sinn des geographischen Paradigmas, seine Struktur und der Entstehungszeitpunkt, ist nur verständlich, wenn man es als Bollwerk gegen alle modernen Prozesse der Abstraktion begreift. Wie dies auf der raumtheoretischen Ebene konstruiert ist, wurde ausgeführt. Der materielle Kern solcher Abstraktionsprozesse wurde in der industriekapitalistischen Produktionsweise verortet. Mit ihr gehen Verstädterung, Demokratie, Erfahrungswissenschaft usw. einher. Das sind alles Zerstörungsformen traditionaler Ordnungen. Das Ideal solcher Ordnungen bestimmt das so genannte idiographische Weltbild, auf das die Geographen pochten. Insofern wurde die Geographie von mir als eine Art anti-industrieller Reaktion auf den industriellen Fortschritt beschrieben. Die Argumentationsweise ergab sich aus dem Paradigmenkern: Der war ein euphorisches Plädoyer für konkrete Lebensverhältnisse. Also musste er sich gegen die universelle Abstraktionsleistung der industriellen Produktionsweise richten.

Das attestiert der Geographie eine klassisch konservative Sichtweise. Sie hat sie für sich durch die räumliche Objektwahl – das wurde die Wahl eines „äußeren Standpunktes“ genannt (RATZEL 1882, S. 385, vgl. auch SCHLÜTER 1906, S. 592 f.) – spezifisch adaptiert. Eine andere, gleichfalls abstraktionskritische Perspektive auf den Industriekapitalismus hätte in der Wahl eines „inneren Standpunktes“ bestanden. Der wäre polit-ökonomisch gewesen. In der Kritik der politischen Ökonomie werden jene Abstraktionsprozesse als „Einheit der Welt“ in *abstrakter* Natur analysiert, als neuartige Vergesellschaftung der menschlichen Arbeitskraft durch das Mensch-Maschine-System der Fabrikarbeit. Auch hieraus konnte eine kritische Haltung zu den Abstraktionsprozessen der modernen Welt abgeleitet werden und wurde es. Aber es hätte diese Welt durch Revolution zu überwinden gegolten, statt ihren Fortschritt durch Tradition zu bremsen. Die Geographie hat diesen Weg immer abgelehnt. Ihr Paradigma konnte ihn nicht absichern. Es war in einem Feld von möglichen gesellschaftspolitischen Positionen gerade als Alternative dazu entstanden.²

Aber die Geographie hat nicht nur dieses Problem zu bewältigen versucht, sondern, wie jede Institution der immer weiter fortschreitenden Moderne, sich ganz auf die neuen Verhältnisse einzustellen versucht. Eine „moderne“ Geographie sollte auf jene abstrakte Welt umgestellt werden (daran laboriert das Fach übrigens noch immer); das geschah natürlich nicht im Bewusstsein dieser metatheoretischen Ebene: Das Fach legitimiert sich nicht vorrangig mit geschichtsphilosophischen Argumenten, sondern programmatisch, nämlich ganz überwiegend mit so genannten Relevanzargumenten, also mit Blick auf Verwertbarkeit.

¹ Auf die Phasen und Veränderungen des Strukturkerns durch den Paradigmenwechsel der modernen Geographie gehe ich hier nicht ein.

² Der Zirkel – die Geographie hat ein Paradigma entwickelt, das genau das geleistet hat, was es geleistet hat, und das Paradigma ist entstanden, weil damit das Fach genau dies leisten konnte – ist keiner. Denn die Vorbedingungen dieser zirkulären Konstellation sind für diesen Zusammenhang kontingent: Die industrielle Produktionsweise hat sich nicht entwickelt, *damit* die Geographie – als Gegenkonzept – entstehen konnte, sondern sie hat sich einfach entwickelt. *Dann* reagierten die „Überbauten“ und nutzten vorliegende Denkfiguren. So nahm die Geographie vor allem Herders Geschichtsphilosophie an. Denn das formale Urthema des Fachs, das in jeder Epoche neu bestimmt werden muss, die Erdbeschreibung, wurde dort behandelt, aber nicht disziplinär abgegrenzt und verwaltet. Mit diesem disziplinären Anspruch hatte die Geographie als Raumwissenschaft jene Gegenposition am Hals.

2 Paradigma oder Sprachmuster oder Leerformel oder Metapher oder Topos?

Die Sicht auf das geographische Paradigma als eine konservative Utopie konkreten Lebens in konkreten Umwelten hat dann Gerhard HARD in Publikationen oft vertreten und für die wenigen metatheoretisch Interessierten mundgerecht gemacht. Sie passte zu seiner eigenen Rekonstruktion der ideengeschichtlichen Wurzeln der Geographie, die er aber zunächst nicht paradigmentheoretisch aufgefasst haben wollte, sondern als Sprachmuster der Gebildeten Sprache. Er hatte empirisch „semantische Höfe“ des Landschaftsbegriffs erhoben und in Diffusionsanalysen dessen Wanderungen beobachtet (1969, 1969a, 1970, 1972); zudem war die Logik dieses Begriffs HARD zufolge nur verständlich, wenn man seine Entstehung in der Kunst berücksichtigte. Er bezeichnete ursprünglich gar nicht die Realität, die die Geographen im Auge hatten, sondern Kunstwerke (HARD 1964, 1965, 1969b). Das erklärte die Ganzheitsmetaphorik der geographischen Methodologie (HARD 1970a, 1973).

Die „ideologische“ Tendenz jener Bedeutungshöfe ließ sich gut durch meine Charakterisierung des Paradigmenkerns bündeln. So übernahm er ihn, wenngleich eher als willkommene Metapher für das von ihm Gemeinte denn als ideen- und realgeschichtlich zwingende Positionierung eines Faches, wenn erst einmal eine bestimmte Konstellation von politischen Ideen und Wissenschaftsdisziplinen eingetreten ist. Das war aber die Art, wie die Paradigmenentstehung bei mir daherkam. HARD dagegen wollte nicht zeigen, wie das geographische Paradigma aussieht und funktioniert in einem Feld von Gegenentwürfen, sondern er wollte – in der Tradition der analytischen Sprachphilosophie – beweisen, dass es sich bei der Landschaft um ein zur Realität hypostasiertes Sprachmuster und bei dem „Organismus“ Landschaft um die objektivistisch aufgeladenen Eigenschaften einer Gemäldegattung handelt (z. B. HARD 1970a). Aus beidem folgt für den Landschaftsbegriff der Charakter einer „Leerformel“, wie HARD es in seinen kritischen Schriften – im Rahmen einer methodologischen Kritik am Ideal ganzheitlicher Wissenschaft, das mit dem Landschaftsbegriff einhergeht – immer wieder betont.

All das ist ihm trefflich gelungen. Im Rahmen dieses Anliegens hatten sich zwanglos die einzelnen Charakteristika jenes Paradigmas der Anpassung an konkrete Natur ergeben. Aber HARD kritisierte sie als wissenschaftstheoretisch überholtes Hinterwäldlertum eines Faches (vgl. beispielhaft 1971, 1973, 1990, 1992), das von der Melancholie einer Gebildetenkaste lebte (1969a, 1970); zugleich würdigt er das Paradigma in seiner Entstehungsphase als respektablen Zeitgeist (vgl. HARD 1993, S. 99). Trotzdem ist der ihm aber nicht viel wert. Selbst zu seiner Entstehungszeit war er schon überholt (vgl. ebenda)³. Auf welchen Ebenen welche Bewertung gilt, ist nicht ganz klar. Er verbeugt sich vor der standfesten Authentizität der klassischen Geographen, wenn er sie mit den allzu flotten Erneuerern des Paradigmas vergleicht, und schilt sie doch vorgestrig (vgl. HARD 1971a). Dass sie ein Paradigma haben und beharrlich vertreten, auch wenn es methodologisch unsinnig ist, scheint ihm besser zu gefallen als derselbe Unsinn im modischen Anzug. Das ist emotional nachvollziehbar; wer trägt nicht die konservative Sehnsucht nach irgendeiner kraftvollen Vergangenheit in sich. Deren unbeugsame letzte Vertreter nötigen Respekt ab, auch und gerade wenn sie die neue Welt nicht mehr verstehen. Aber paradigmentheoretisch führt die methodologische Kritik nicht weit. Denn sie lenkt, ebenso wie die Hypostasierungskritik, immer wieder von der Funktionsweise des Paradigmas ab.

Demgegenüber habe ich die Einheit dieser von HARD herausgestellten Charakteristika des landschaftskundlichen Denkens als sehr vernünftige Übertragung der überkommenen Fachtradition, wie etwa Erd- und Staatenkunde, sowie des Datenmaterials der Entdecker in eine konsistente Position dargestellt, eine Position, die erstens allen anderen Wissenschaften nicht vertraut war und zweitens den Problemen des 19. Jahrhunderts gerecht wurde. In seiner zumeist sehr amüsanten Übertragung auf die eigenen Forschungsthemen hat HARD den Grundgedanken der Einheit des Mensch-Natur-Verhältnisses in konkreter Natur oft in die eine oder andere Richtung leicht überdehnt und so ausge-

³ Ich bezweifle, dass das Zitat von Nisbet, dem sich HARD anschließt (ebenda, S. 99), Ausdruck einer systematischen Absicht ist, wie HARD es diagnostiziert. Ich würde es eher als Ansammlung von Verständnislosigkeiten ansehen.

schmückt, wie ich es gar nicht vertreten hatte. Das betrifft vor allem die Utopie einer Agrar- und Handwerker-gesellschaft (vgl. z. B. HARD 1992, S. 40) im Rahmen feudalromantischer Rückwärtsge-wandtheit, das „Archaische“⁴ der geographischen Problemwahl (z. B. 1988, S. 273 f.), den „vormo-dernen“, „alteuropäisch-kosmologischen“ Zusammenhang (HARD 1993, S. 99) sowie den inkonsisten-ten Widerspruchscharakter des Paradigmas (z. B. 1988, S. 274). In der Folgezeit war nie so recht klar, welchen Status HARDs kritische Anmerkungen zur Geographie haben: ob sie objektivismuskritisch und sprachanalytisch gegen Hypostasierungen gerichtet waren oder aber paradigmentheoretisch ge-meint. Denn das Paradigma der Anpassung an konkrete Natur hat er weiterhin als vernünftige Charak-terisierung der Geographie betont. Diese beiden Aspekte schließen sich zwar nicht aus, aber kommentarlos passen sie auch nicht so recht zusammen. Denn ein Paradigma ist mehr und etwas ganz anderes als eine Sprachfigur. Zwar sind beides Konstitutionsinstanzen für Realität, aber HARD wendet den Hypostasierungsverdacht immer sowohl gegen die, die das Paradigma haben, als auch gegen die, die es – um es als theoretische Funktionsweise eines „Objekts“ ernst zu nehmen – rekonstruieren. Er ver-lässt dabei die Ebene, auf der er zusammen mit den Geographen über ein – wenn auch gesellschaftlich vorgeformtes – Objekt redet. Das Paradigma ist ihm dann generell nur ein Sprachmuster, das die Ob-jektivität des Objekts als räumliche Dinglichkeit auf jeder Ebene zur Fiktion werden lässt. Das macht er auch gegenüber denen geltend, die diese Objektivität nicht naiv realistisch, sondern paradigmenthe-oretisch bestimmt haben.

Damit löst sich die konstitutionstheoretische „Verbindlichkeit“, die dem Paradigma unter paradigm-en-theoretischer Perspektive für seine Abbildfunktion gegenüber einem empirischen Korrelat zugebilligt wird, völlig auf.⁵ Die Frage ist dann, was HARD *selbst* noch meint, wenn er das Paradigma andererseits irgendwie auch proklamiert. Denn er hat trotz seiner grundsätzlichen Kritik etwa an Herder (HARD 1993, S. 99) meine Anerkennung des Paradigmas mehrfach als vernünftigen Weg, mit der Fachge-schichte umzugehen, vorgeführt (z. B. HARD 1990, 1992). Das Letztere betrifft aber allein die Refle-xionsebene des Fachdiskurses, nicht das Verhältnis zum paradigmatischen Gegenstand „Landschaft“ einschließlich seiner Implikationen. Den würdigt er als poetische Ansammlung von Metaphern und Topoi; offenbar kann er sich dann dazu bekennen (vgl. z. B. 1993). Diese Topoi sind gewissermaßen die kulturell abgeseignete Form der semantischen Muster – etwas mehr als Sprache und eine hyposta-sierungsunverdächtige Objektivierung; die kritische Diagnose dieser Form vermeidet Realitätsan-spruch für das Diagnostizierte, darum geht es HARD.

⁴ Diese Auslegung durch HARD mag SCHULTZ verleitet haben, mir zu unterstellen, ich habe Herders Paradigma als archaisch deklariert (SCHULTZ 1992, S. 89). Das habe ich aber nie getan.

⁵ Vgl. z. B. die ambivalente Zusammenfassung in 1970, S. 244-256. Dort wird, neben dem Hauptanliegen der Arbeit, der semantischen Analyse der Idee der Landschaft, zugleich eine Perspektive auf diese Idee als Paradig-ma – mit den üblichen Charakteristika und Leistungen – eröffnet. Die semantische Analyse soll im Verhältnis dazu „fachinterne Ontologien ans Tageslicht bringen“ (ebenda, S. 255). Das ist vernünftig. Wenn ein Paradigma nun aber notwendigerweise *auch* eine „Metaphysik“ ist, leistet es gerade damit die notwendige Deutungsarbeit, ohne die eine Objektreferenz nicht gegeben wäre. Neben dem praktischen „Trick“ und der fachtypischen Sozial-form ist dies der Aspekt des Paradigmas, der ihm *Inhalt* verleiht. Den braucht HARD, um überhaupt über „etwas“ reden zu können, nämlich über das, worüber Geographen reden. Aber er exorziert diesen Inhalt in seiner Objekt-referenz zugleich sprachanalytisch, weil jene Idee der Landschaft ja (nachweislich) eine (erfahrungswissen-schaftlich unbrauchbare) Ontologie ist.

So schwankt die Interpretation zwischen dem, was sie nicht lassen darf, ohne es tun zu dürfen und dem, was sie tut und nicht übertreiben darf. Dieses Dilemma wird nur verständlich, wenn man unterstellt, dass der Interpret den systematischen Charakter der Welt scheut wie der Teufel das Weihwasser, trotzdem aber von einer Beson-derheit des Faches in Einheit mit vergleichbaren Zeiterscheinungen ausgeht, also von einer Differenz in der Einheit. Dann erhält der methodologische Unsinn der Geographen doch auch irgendwie praktischen Sinn, der nicht ausschließlich in Hypostasen und Spracherfindungen empirische Bewährung finden kann. Davon ist unbe-rührt, dass die Aufklärung und die Rationalisierung des Diskurses, die HARD der semantischen Analyse über-antwortet, Bestand hat. Allerdings ist die Reaktion der geographischen Fachgemeinde sowohl des klassischen als auch des modisch umetikettierten Paradigmas auf seine Arbeiten der beste Beleg dafür, dass diese Aufklärung nur unter metatheoretisch Eingeweihten und Ambitionierten funktioniert. Das bedeutet: Sie setzt voraus, was sie bewirken soll. Aber Spaß macht es natürlich trotzdem und erreicht vielleicht Dritte; auch schult es die Fans.

Aber was ist so ein metaphysischer Topos, und was lernt man, wenn man den Kern des Faches so sieht? Man kennt dann den *unsystematischen Ort* der Denkfiguren der Disziplin, wo doch aber Orte ohne Koordinatensystem eine Fiktion sind. Wo liegen diese Orte? Sie sind eingebettet sowohl in der Alltagswelt (z. B. HARD 1985) als auch in die abendländische Kosmologie (vgl. alle kritischen Schriften HARDS zur Theorie der Geographie). Ihnen mehr Realität zuzubilligen, macht sie für HARD zu Leerformeln. Gewiss sind sie in den beiden Kontexten angesiedelt, aber das sind eher Kübel, keine Koordinatensysteme; und was hat dort nicht seinen Ort? Hätte dann nicht Einstein Leerformeln gedroschen, nur weil der Begriff Energie ebenfalls nirgends anders beheimatet ist als in eben jenen Kontexten? Natürlich erhellen diese Zuordnungen gegenüber dem naiven Objektivismus der Empiriker etwas, aber diese Klärung betrifft das dem abendländischen Denken Gemeinsame aller wesentlichen Begriffe, die Ideen bezeichnen. Aber sie erhellen nicht das Besondere der Idee der Landschaft. Diese Besonderheit liegt in der paradigmatisch organisierten *Funktionsweise* ihrer „Metaphysik“.

Anders ging Hans-Dietrich SCHULTZ mit dem uns beide verbindenden Interessen am geographischen Paradigma um. Wir hatten zeitgleich das Paradigma – wenn auch auf ganz verschiedenen Wegen – faktisch in nahezu völliger Übereinstimmung bestimmt (SCHULTZ 1980). Wir waren zufrieden. Allerdings hat SCHULTZ sich alsbald gegen die Sinnzusammenhänge und politischen Folgerungen gewandt, die ich mit der Idee der Einheit in konkreter Natur verbunden hatte. Er hat sie durch weitere Recherchen im Textmaterial in einer Serie von Artikeln relativiert, obwohl er an der Charakterisierung des Paradigmenkerns festgehalten hat. Dabei hat er – neben derjenigen Gerhard HARDS – die Position von Benno WERLEN einbezogen. WERLEN hatte theoretisch überwiegend unabhängig von den bisher geschilderten Forschungslinien das räumliche Denken der Geographie aus einer strikt handlungstheoretischen Perspektive kritisiert. In diesem Zusammenhang hat er die These entwickelt, dass das klassische Paradigma eine vormoderne Denkweise mitten in der Moderne (gewesen) sei (z. B. WERLEN 1993, 1997). Diese Einschätzung war – mit gewissen Einschränkungen – kompatibel mit der von SCHULTZ und mir und dann ebenfalls von HARD geltend gemachten These über den Paradigmenkern.

Soweit die Vorgeschichte der eingangs erwähnten „Diskussion“. Hans-Dietrich SCHULTZ hat also die Paradigmenanalyse nicht auf sich beruhen lassen, sondern die Geographie im Kontext des Paradigmas weiter untersucht und dabei einige grundsätzliche Kritikpunkte an HARD, Werlen und meiner Interpretation geltend gemacht.

3 Die inhaltliche Problemstellung: Kann eine moderne, fortschrittsbewusste Geographie konservativ und naturdeterministisch gewesen sein?

Immanent kommt SCHULTZ zu zwei recht unterschiedlichen Ergebnissen. Sie hängen in der Beweisführung aber irgendwie zusammen.

Ergebnis 1: Die Geographie war von Anbeginn positiv, ja fast euphorisch auf industriellen Fortschritt eingestellt. Daher kann man sie nicht anti-industriell und fortschrittsfeindlich (das richtet sich gegen EISEL und HARD), konservativ-rückwärtsgewandt und arkadisch (das richtet sich primär gegen HARD) und vormodern (das richtet sich gegen Benno WERLEN und auch HARD) nennen.

Was meinen Anteil an der Interpretation des geographischen Paradigmas angeht, auf den die Kritik von SCHULTZ sich richtet, setzt er an einer spezifischen Rolle an, die ich RATZEL für die Repräsentation und Entwicklung des Paradigmas zugewiesen hatte. Dieses Detail will ich vorweg klären, bevor ich auf das zweite Ergebnis eingehe.

4 Exkurs über Ratzels Stellung in der Geographie

Die Klärung hat zwei Aspekte:

a) Es ist das Verdienst von SCHULTZ, dass er darauf aufmerksam gemacht hat, dass meine These, die Anthropogeographie von RATZEL „entferne“ sich vom idiographischen Denken, überwinde gewissermaßen mit ihrer pro-industriellen, den Weltmarkt einbeziehenden, fortschrittlichen Ausrichtung die konservative Fixierung des klassischen Paradigmas auf die Bindung von Gesellschaften an den Boden, auf dem sie siedeln und wirken (EISEL 1980, S. 311-317), nicht schlüssig ist (SCHULTZ 1997, 1998, S. 127 f., 133, auch 2000a).

b) Andere Aspekte seiner Kritik leuchten mir dagegen weniger ein. Die Kritik an meiner RATZEL-Interpretation mag unter anderem durch ein Missverständnis inspiriert worden sein. Dazu konnte eine von mir eingeführte Periodisierung führen. Ich hatte die Person RATZEL als Wendepunkt exponiert. Die damit implizierte zeitliche Abfolge war bei mir aufgrund des imperialistischen Kontextes bei RATZEL vorrangig auf den mit der Industrie einhergehenden *Weltmarkt* bezogen gewesen, der die christliche Mission ablöste und überrundete. RATZEL hatte die imperialistische Tendenz des Industriekapitals in einer Legitimationstheorie von Ausbreitungs- und Okkupationsprozessen verallgemeinert. Mit jener christlichen Phase hatte ich eine ältere Art der Welteroberungsmechanismen der europäischen Kultur im Einklang mit der humanistischen Utopie eines vielfältig gegliederten einheitlichen Menschengeschlechts verbunden, wie das in der gleichen Weise bei Herder beschrieben wurde. Damit schien ausgesagt, dass die Geographen der Phase bis RATZEL sich *statt* für den industriellen Weltmarkt *nur* für die christliche Mission ausgesprochen hätten.

So „historisch“ aber war die Studie nicht angelegt. RATZEL stand nicht für den ersten Geographen, der für den Weltmarkt eintrat (vgl. in diesem Sinne und mit Gegenargumenten SCHULTZ 1992, S. 85, 1997, S. 264, 2000a, S. 60). Vielmehr hielt und halte ich es für „paradigmatisch“, dass der erste selbst ernannte Anthropogeograph eine Theorie menschlicher Wanderungen entwirft, die zudem strikt anti-naturdeterministisch ist, d. h. gerade nicht einen Vorrang erdräumlicher Anpassungsfaktoren für die Entwicklung von Kultur in Rechnung stellt. Sobald „der Mensch“ in das Paradigma der Einheit mit konkreter Natur durch Begründung einer ganz neuen Teildisziplin eingefügt werden sollte, bediente man sich einer erdräumlichen gesellschaftlichen Aktivität, die aber gerade eine Theorie der *Überwindung* aller natürlichen Schranken und Gegebenheiten darstellte. Das verweist darauf, dass „man“ sich „im Paradigma“ müht, die vorhandene Kernstruktur zeitnah *theoriebildend* zu explizieren; es heißt nicht, dass vorher niemals ein Geograph den Weltmarkt gelobt hätte. Aber eine *Theorie* – verbunden mit dem Vorschlag für eine neue Teildisziplin – hat keiner darüber gebildet.

Ich habe also nie behauptet, dass sich alle Geographen gegen die Industrie und den Fortschritt *ausgesprochen* hätten. Behauptet habe ich, dass ihr Kernparadigma – das auch SCHULTZ wirksam sieht – ohne die realen Prozesse der Industrialisierung einschließlich ihrer Folgeerscheinungen auf der Ebene, Abstraktionsvorgänge zu sein, sinnlos gewesen wäre. Es hätte nicht zu entstehen brauchen, weil es keine Problemlösung dargestellt hätte: Das Problem zu dieser Art von Lösung hätte gefehlt. Diese in gewissem Sinne negative Begründung für das Paradigma habe ich 1997 durch eine „positive“ Rekonstruktion aus der christlich-humanistischen Tradition ergänzt – also gewissermaßen die Geographie nun zwar immer noch als *gegen* eine neue Welt gerichtet, aber nicht als ihrem Sinn nach aus ihr hervorgegangen betrachtet (EISEL 1997).

So ist die Geographie in das übliche Dilemma des Konservatismus verstrickt (vgl. GREIFFENHAGEN 1986): Dieser begründet sich aus vormoderner Tradition heraus, hat damit aber nur Sinn *durch* die Moderne, deren Grundlagen ihm widersprechen; diese waren ja gerade in einem fundamentalen revolutionären Bruch etabliert worden. Die Frage, wie das Fach sich aus der Schlinge zog, ist also verbunden mit der allgemeinen Frage nach den Möglichkeiten des Konservatismus, seine Existenz zu legiti-

mieren. Das heißt, sie ist die Frage danach, wie jene ungeliebten Abstraktionsprozesse so umgedeutet werden, dass sie mit einer eigenständigen positiven Zukunftsperspektive verbunden werden können. Es ist nicht die Frage danach, ob diese Prozesse empirisch anerkannt werden: Wer für Genmanipulation eintritt, muss deshalb noch lange nicht einen liberaldemokratischen Fortschrittsbegriff haben. Damit stellt sich die Frage, wie sie empirisch politisch anerkannt werden, *obwohl* sie kulturell abgelehnt werden. Die Mitarbeit an diesem Projekt nennen wir in der Regel „klassische Geographie“.

Dennoch war meine Strategie falsch oder zumindest in der Vermischung mit Fortschrittsorientierung und Expansionismus einerseits und der Differenz zu einem angeblich an Bodenbindung orientierten (älteren) Konservatismus andererseits undeutlich und irreführend. Es ging mir bei dieser Strategie darum, eine Differenz zwischen der Geographie vor RATZEL einerseits und RATZELS Theorie andererseits dadurch zu kennzeichnen, dass sich die Fixierung des Paradigmas auf *äußere* „konkrete Natur“ transformiert habe in eine Fixierung auf „innere Natur“. Zwar hatte ich nicht behauptet, RATZEL habe im Gegensatz zu Herder eine „fortschrittliche“ Geographie vertreten, sondern nur, dass er auf einer bestimmten Ebene dem Fortschritt durch eine Erweiterung des alten Paradigmas Rechnung getragen habe. Der Titel des entsprechenden Kapitels lautet: „Pro-industrielle Teleologie im Nationalismus: Fortschritt durch konkrete Natur“. Damit war die Konstellation in ihrer Komplexität vernünftig erfasst.

Falsch sind die Sätze, in denen ich dem Konservatismus unterstelle, „daß er Universalität ohne weitere Arbeitsteilung wünscht“ (EISEL 1980, S. 557) und – in diesem Kontext – RATZEL eine Abkehr vom konservativen und idiographischen Weltbild attestiere (ebenda, S. 312, 314). Ich hatte das Kriterium „konkrete Natur“, wenn es nicht mit „Boden“ verbunden ist, sondern auf der subjektiven Seite als bestimmend angesehen wird, d. h. auf die Natur des Menschen bezogen wird („Blut“) und unter bestimmten Bedingungen auf „Rasse“ zuläuft, als Indiz für eine Abkehr vom Konservatismus betrachtet. Dieser sollte vom Rassismus und Nationalsozialismus unterscheidbar bleiben. Die Variante, in der noch nicht grundsätzlich auf Rasse im nationalsozialistischen Sinne Bezug genommen wird, hatte ich „völkisch“ genannt (ebenda, S. 312). Diese Strategie halte ich noch heute nicht für ganz falsch, aber in ihrem Zusammenhang ist die Alternative zwischen Determination durch Boden oder aber durch Blut aufgebaut worden. Das ist gedanklich unsauber und bringt die ganze Argumentation in Schiefelage. Zwar hatte ich so das Paradigma der Anpassung an konkrete Natur „gerettet“ für eine kontinuierliche Fachgeschichte und trotzdem einem ganz neuen Schwerpunkt seiner Ausgestaltung Rechnung getragen. Aber die Lösung steht auf tönernen Füßen. Sie korreliert mit einem anderen Fehler, der in mehreren meiner Texte auftaucht. Ich habe den Affirmationsprozess, in dem die dem konservativen Denken verhaftete Geographie die Motoren der Moderne theoretisch zu assimilieren versucht, als eine „Mischung“ oder „Verbindung“ von Weltbildern charakterisiert. Vom funktionalen Effekt der Angleichung her ist das zutreffend, aber es lenkt davon ab, dass der Konservatismus selbst, auf Basis seiner Grundbegriffe, eine Möglichkeit bereit stellt, eigenständig das, was der politische Gegner auf seine Fahnen geschrieben hat, zu vertreten. Jene „Mischung“ – wie sollte die paradigmentheoretisch gesehen aussehen? – ist eine autonome Problembewältigung durch das Paradigma: des Problems industriekapitalistischen Fortschritt auf Basis der Idee der konkreten Natur zu denken.

SCHULTZ relativiert nun einerseits die von mir eingeführte Zäsur (SCHULTZ 1998, 2000a) durch RATZEL und widerspricht im Wesentlichen meiner These, dass RATZEL in keiner Weise naturdeterministisch zu interpretieren sei (z. B. SCHULTZ 1998, S. 134, insgesamt S. 134-142, 2000a, S. 78), obwohl er selbst nicht umstandslos der üblichen naturdeterministischen Charakterisierung RATZELS folgt. Aber er sieht RATZELS „Bodensüchtigkeit“ (1997, S. 270/271) als Beleg dafür an, dass er – entgegen meiner Interpretation – eher einer vormodernen Weltsicht zuzuordnen sei (SCHULTZ 1997, S. 264), während die Geographie vor RATZEL – trotz eines vormodernen Naturbegriffs und vormoderner Abgrenzungsargumente gegen andere Disziplinen (SCHULTZ 1997, S. 267 ff.) – dem Fortschritt gehuldigt habe (SCHULTZ 1992, S. 85 f.). Vormodern scheint bei ihm einerseits äquivalent mit nichtfortschrittsorientiert weil „bodensüchtig“ zu sein, so dass RATZEL eindeutig als Rückfall hinter die alte

Zeit charakterisiert ist. Andererseits widerspricht er meiner Kennzeichnung der Zeit vor RATZEL als antifortschrittlich. Folgt man nun der Zuordnung RATZELS zu „vormodern“ und „antifortschrittlich“ durch SCHULTZ, könnte die Geographie vor RATZEL, die sich ja von Ratzel unterscheiden soll, nicht ohne weiteres vormodern genannt werden. Es sei denn beide – RATZEL und die Geographen davor – wären vormodern, aber nicht gleichermaßen fortschrittsfeindlich gewesen. Genau das sagt SCHULTZ. Aber dann wäre vormodern nicht im Wesen different von fortschrittlich. Vielleicht ist dem so, aber wie man sich das denken soll, wird nicht erklärt.

Mit dem Kriterium der Bestimmtheit von Gesellschaft durch den Boden benutzt SCHULTZ – im Rahmen der Behandlung von RATZEL – das gleiche Indiz für eine Gegnerschaft zum Fortschritt, wie ich es für eine konservative Haltung geltend gemacht hatte. Das stimmt überein. Aber mit der Zuordnung dieses Merkmals zu RATZEL legt er eine *Differenz* des Herderschen Paradigmas zu derjenigen Tradition fest, die ich auf diese Weise als konservativ charakterisiert hatte, nämlich die Geographie seit Herder. Folgerichtig stellt SCHULTZ andererseits diese frühe Phase so dar, wie ich RATZEL geschildert hatte (fortschrittsorientiert), stellt aber – trotz dieser Differenz zu meiner Interpretation – auch für die Zeit vor RATZEL dasjenige Kriterium als wirksam fest (z. B. SCHULTZ 1997, S. 267, 269, resümierend SCHULTZ 2000, S. 236)⁶, das er für die Einschätzung von RATZEL stark gemacht hatte („Vor-Modernität“). RATZEL ergibt sich als offen für Industrie und Weltmarkt (und in diesem Sinne irgendwie modern) und dazu vormodern, weil „bodensüchtig“. Denn diese Sucht belegt den Naturdeterminismus bei RATZEL – so SCHULTZ –, und das ist das Kriterium für vor- oder antimodern. Und die Geographie davor war vormodern, modern, fortschrittsorientiert und nicht-fortschrittsorientiert. Insgesamt kreisen diese widersprüchlichen Bestimmungen um einen angeblich durchgängigen Naturdeterminismus, der aber auch für SCHULTZ kein wirklicher ist. All das führt zu Verwirrung. Die werde ich aufzulösen versuchen, indem ich unseren gemeinsamen Fehler, die Bestimmung konservativer Welt-sicht durch das Kriterium der Boden- und Raumabhängigkeit von Gesellschaften, korrigieren werde.

Damit sind wir bei Ergebnis 2: Die Geographie ist SCHULTZ zufolge naturdeterministisch. Das wird an der Saatengeographie entwickelt. Indem es aber auch der Länderkunde nachgewiesen wird, erweitert sich die These auf das ganze Paradigma. Wieso ein naturdeterministisches Weltbild den Gedanken enthält, dass der politische Vorrang von konkreten Naturumgebungen positiv auf die Industrialisierung, den Weltmarkt und den technischen Fortschritt bezogen ist, wird nicht wirklich diskutiert. Denn die genannten Prozesse zerstören das, was in der Geographie als wesentlich für das Wohl der Menschheit angesehen wird. SCHULTZ beantwortet also nicht die Frage, wie das geographische Paradigma der gelungenen Lebensverhältnisse in konkreter Natur, an dem SCHULTZ nicht rüttelt, das verkraften kann. Er fängt die Schwierigkeit auf, indem er einerseits jene positive Einstellung für „modern“ stehen sieht und konstatiert zugleich einen – dem eher gegenläufigen – Konservatismus auf der politischen Ebene. Eine Gegnerschaft zur Demokratie läuft der Fortschrittsbegeisterung parallel. Andererseits werden den Geographen selbst Inkonsistenzen nachgewiesen, die auf das Urteil hinauslaufen: sowohl naturdeterministisch als auch nicht naturdeterministisch (SCHULTZ 1997, S. 248 f., 1998, S. 129 ff., 2002, S. 90 f., 98 f., 106 Fußn., 109, 135, 2000a, S. 44, 2005, S. 10 ff.).

Der erste Teil der Lösung – pro Fortschritt, gegen Demokratie – ist nicht unvernünftig (vgl. auch EISEL 1980, S. 316). An den zweiten Teil glaube ich gar nicht, bzw. die Pointe lautet ganz anders. Infolgedessen bedarf dann auch der erste Teil einer Interpretation.

⁶ „Aufgrund dieser Bodenfixiertheit war die klassische Geographie, wenn auch in unterschiedlichen Graden, von vornherein naturdeterministisch gehandikapt“ (SCHULTZ 1997, S. 270). Vgl. auch „Bodensüchtigkeit“ und „Diktat des Bodens“ bei RATZEL und auch parallel dazu bei der „klassischen Geographie“ ebenda und S. 270 f.

Im Folgenden werde ich die Frage behandeln: Was ist Naturdeterminismus, und welcher politischen Philosophie gehört er an? Daran wird sich ein Urteil über die Modernität und den Konservatismus der Geographie anschließen.

Wie kaum anders zu erwarten, läuft die Antwort auf die Frage nach dem allgemeinen Wesen des Naturdeterminismus darauf hinaus, dass sie so nicht beantwortbar ist, weil unter Naturdeterminismus verschiedenartige Vorstellungen vom Mensch-Natur-Verhältnis undeutlich subsumiert werden. Sie muss lauten: Welche Vorstellung vom Mensch-Natur-Verhältnis gehört welcher politischen Philosophie an? Dabei ist allerdings zu berücksichtigen, dass es durchaus vernünftig ist, eine der Varianten den Naturdeterminismus schlechthin zu nennen. Das liegt daran, dass diese Variante die allgemeine Wortbedeutung von Determination als einzige erfüllt. Deshalb wird gewöhnlich diese Variante mit Naturdeterminismus überhaupt identifiziert. Das wäre unproblematisch, wenn nicht damit einherginge, dass diese Variante grundsätzlich politisch falsch interpretiert wird. Deshalb ist es politisch vernünftig, auf der theoretischen Ebene die Ideen vom Mensch-Natur-Verhältnis zu differenzieren. Dann kann der Naturdeterminismus auch politisch vernünftig zugeordnet werden.

Die theoretische Differenzierung der Varianten des Mensch-Natur-Verhältnisses zur Bestimmung des Naturdeterminismus muss bei der Differenzierung von Anpassungsbegriffen beginnen. Denn die Problemstellung des Naturdeterminismus ist theoretisch gesehen an den unterschiedlichen gegnerischen Konzepten von Anpassung orientiert, die in der Biologie formuliert wurden. Da diese biologischen Theorien ihrerseits Projektionen von politischen Philosophien in die Natur sind, geht mit den Anpassungsbegriffen eine politische Entscheidung über die Grundlagen der Vergesellschaftung einher, nämlich darüber, ob und wie der Mensch von der Natur bestimmt wird oder aber sie bestimmt.

In der Geographie wurde diese Frage schon immer salomonisch beantwortet: Es ist eine Wechselbeziehung, in der der frei handelnde Mensch durch die Natur Schranken auferlegt bekommt, ohne jedoch kausal durch sie bestimmt zu werden. Diese Possibilismus genannte Vorstellung erscheint nicht erst um 1900 – da bin ich mit SCHULTZ einig –, sondern ist schon bei Herder der Ausgangspunkt (SCHULTZ 1997, S. 182-228 sinngemäß, 268, 1998, 108 ff., 2002, S. 134 ff., 2005, S. 3). Allerdings nennen SCHULTZ und HARD zahlreiche Belege bei Herder und den Nachfolgern in der Geographie, die zugleich einen unbedingten Umwelteinfluss suggerieren, und sie entscheiden sich bei der Interpretation, die jene geographische Doppelstrategie gegenüber der Naturabhängigkeit zu erklären sucht, noch salomonischer ebenfalls für beides: Die possibilistische Perspektive gilt als die eine Seite einer Art taktischer Unentschiedenheit, in der man weiter dem naturdeterministischen Paradigma folgt; das Paradigma der konkreten Natur wirkt. Andererseits zollt die Geographie den neuen Zeiten ihren Tribut: Moderne, Industrie, Weltmarkt ja, aber dann doch immer noch in konkreter Naturbindung (SCHULTZ 1998, S. 128-131, 2002, S. 109, 2004, 2005, S. 3, 7-11).

Der Possibilismus ist aber keine undeutliche Theorie von Naturanbetern, die von der Geschichte überrascht wurden, sondern ein präzises Anpassungskonzept, das den Verfechtern des Naturdeterminismus in der Staatstheorie entgegengesetzt wurde; in der Geographie kam er kaum vor. Überdies ist der Possibilismus der Kern konservativen Denkens. Dass dieses Denken nicht modern sei, behaupte ich nicht.

Wie kommt es, dass SCHULTZ der Geographie einen (konservativen) Naturdeterminismus nachzuweisen glaubt und zugleich zu dem Urteil gelangt, die Geographie sei ein modernes Fach gewesen, das Fortschritt und Industrie willkommen heißen habe? Das ist ja keine unmittelbar einleuchtende Strategie.

Im ersten Fall will er zeigen, dass die Staatengeographie, aber auch die Länderkunde in ihren politischen Verstrickungen (vor allem als Schulfach) nur verstanden werden kann, wenn man dem geographischen Paradigma des Primats konkreter Naturanpassung Aufmerksamkeit schenkt. Dann wird das politisch und historisch „absurd anmutende Nationsverständnis“ der klassischen Geographie

(SCHULTZ 2000, S. 227) verständlich. Im zweiten Fall will er zeigen, dass die Geographie modern war, weil die Datenlage so ist: Die Geographen reden so freundlich über die neuen Zeiten. Begreift man die beiden Anliegen insgesamt paradigmentheoretisch, liegt aber ein strategischer Widerspruch vor. Paradigmen verkraften zwar empirische „Anomalien“ (Kuhn), aber keine metaphysischen Inkonsistenzen: Sie funktionieren nicht gegen sich selbst. SCHULTZ müsste zeigen, inwiefern der (konservative) Naturdeterminismus im Rahmen der Idee der konkreten Natur jene Umkehr der Orientierung in Fortschrittseuphorie produziert. Das liefe darauf hinaus, auch im zweiten Fall, nämlich für die „moderne“ klassische Geographie, zu zeigen, dass die Geographie nicht *trotz*, sondern *wegen* ihres Paradigmas modern war und was dann „modern“ heißt.

5 Der Kurzschluss zwischen Anpassungs- und Grenzproblem

Offenbar werden zwei ganz verschiedene Fragestellungen vermischt behandelt. Die eine Frage lautet: Wie ist auf geographische Art geschichtliche Entwicklung zu denken? Hier geht es um die historisch relevanten Gesetzmäßigkeiten des Mensch-Natur-Verhältnisses. In diesem Kontext stellt SCHULTZ deutlich heraus, dass seit Herder immer beide Seiten dieses Verhältnisses betont wurden: Der Mensch handelt frei und ist doch auch ganz und gar gebunden an die Vorgaben der Natur. SCHULTZ beugt damit einem billigen Vorwurf des Naturdeterminismus vor. Die Argumente haben zwar eine leichte Tendenz zum Determinismus-Nachweis, denn die Seite der Handlungsfreiheit wird atmosphärisch eher als sekundäre Einschränkung – gewissermaßen als einem Gebot der hermeneutischen Redlichkeit geschuldet – ausführlichen Zitaten gegenübergestellt, die deterministisch klingen. Und die kritischen Schlussworte der Texte gehen auch eher in die deterministische Richtung (vgl. z. B. oben Fußn. 6), selbst dann, wenn dort für die Modernität des Faches eine Lanze gebrochen wird.

In einem gewissen Sinne ist der Determinismusvorwurf vernünftig, denn diese auf Naturanpassung verweisenden Zitate stehen in einem Kontext, in dem die Geographie davon nur schwerlich entlastet werden kann. In diesem Kontext wird die geographische Logik der historischen Vorgänge von Staatenbildung formuliert. Allerdings sind wir mit dieser Wendung der Fragestellung bei Frage zwei von SCHULTZ gelandet. Die lautet: Nach welchen Kriterien wird in der Geographie die Wahl von Siedlungsgebieten und die Legitimation von Staatsgebieten beurteilt? Das ist eine etwas andere Frage als die nach der Geschichtsmächtigkeit des Mensch-Natur-Verhältnisses.

SCHULTZ zeigt, dass die Geographie Theorien darüber, wie natürliche Ursachen für politische Grenzen gefunden werden können, als ihre Domäne sieht. Und er führt vor, dass diese spezifische Fassung des Anliegens, politische Grenzen zu begründen, aus dem geographischen Paradigma folgt: konkretes Leben in konkreter Natur. Somit ist es einleuchtend, dass Geographen für diese Frage eine in Verbindung mit Natureinflüssen stehende Lösung anvisieren, wie SCHULTZ zeigt, die irgendwie naturdeterministisch klingt. Aber die Frage ist, ob das ideologieverdächtig ist, wie der Tenor der Texte von SCHULTZ es suggeriert. Die geographische Lösung bietet sich empirisch an, denn wandernde Volksstämme handeln nun einmal unter Berücksichtigung von Naturvorgaben. Dass die Wandalen seinerzeit das Mittelmeer und die Sahara als Grenzen benutzten, leuchtet mir ein. Nicht einleuchten würde mir, wenn sie den bewohnbaren Küstenstreifen vom Meer aus zur Hälfte gemieden hätten, mitten durch ihn hindurch eine Grenze befestigt hätten, die Sahara ganz einbezogen hätten in ihr Gebiet und dazu noch einen südlich angrenzenden, schmalen Streifen der bewohnbaren Savanne. Es wäre unsinnig gewesen, so zu handeln. Das zu konstatieren halte ich genauso für völlig unideologisch, wie eine solche Handlungsweise für den Normalfall zu halten und in diesem Rahmen zu versuchen, die Welt zu erklären. Wenn das Naturdeterminismus ist, kann ich mich mit ihm zufrieden geben.

Eine ganz andere Sache ist es, mit diesem Denkmuster die Logik der Staatenbildung im Rahmen der machtpolitischen Organisation von Dynastien zu interpretieren. Aber diese Fälle können ja leicht un-

terschieden werden. Genau hier beginnt aber das Problem. SCHULTZ zeigt nämlich, dass die Geographen bei ihren Definitionen von Staat, Land, Landschaft usw. diese ganz andere Logik ebenfalls mit der Brille der Vernunft von wandernden Stammesgesellschaften zu beurteilen suchen. Mit dieser Brille besehen geraten historisch rein machtpolitisch entstandene Konstellationen zu unnatürlichen politischen Gebilden – und das gilt ja dann für einen Großteil der zivilisierten, neuzeitlichen Welt. Das kritisiert SCHULTZ vernünftig und sowohl unter der speziellen Themenwahl, dass und wie das deutsche Staatsgebiet der Moderne ideologisch im Kopf, auf Karten und in Kriegen „abgerundet“ wurde, als auch mit anderen Anwendungsfällen.

Er unterscheidet das Thema der Nationalstaatengründung aber nicht davon, dass der Terminus Naturdeterminismus einer anderen Problemwahl angehört: der Frage nach den kulturellen Entwicklungsmechanismen, die im Phänomen Anpassung stecken. Zwar ist selbst die Verbindung dieser Frage mit der nach der Wahl von Besiedlungsgrenzen noch plausibel. Denn die Vorgänge der Adaption (im weitesten Sinne) und die der Okkupation eines Siedlungsgebiets sind empirisch verbunden. Darüber sagt die Geographie allerlei aus. Hier liegt nicht der Kurzschluss. Aber die Frage nach der nationalstaatlichen und historischen *Berechtigung* der Grenzziehung unter Adaptionsgesichtspunkten – das ist eine zentrale Frage der Staatengeographie – ist problematisch. Sie kann überhaupt nur unter spezifischen epistemologischen und politischen Bedingungen gestellt werden. Dass und wie die Geographie den Kurzschluss zwischen Staatstheorie und Adaptionstheorie zu einem zentralen Dauerthema erhebt, das heißt politische Entscheidungsprozesse auf die Frage nach dem Mensch-Natur-Verhältnis bezieht, ist nicht mehr empirisch trivial.

Deshalb müssten die unterschiedlichen Fragen, nämlich die nach dem Verhältnis von Anpassung und Geschichte einerseits und die nach der Wahl von Siedlungsgebieten andererseits, durch den Interpreten – weil es in der Geographie nicht angemessen geschieht – getrennt werden, damit gezeigt werden könnte, wie erst eine besondere Art ihrer (paradigmenbedingten) Verbindung Ideologie verursacht. Ob bzw. in welchem Sinne *dabei* dann eine (erhoffte) Determination von Staaten durch Naturgrenzen umstandslos „Naturdeterminismus“ (im Sinne der Prägung kultureller Entwicklungsmöglichkeiten der Menschen durch die Naturumgebung) genannt werden kann, wäre die Anschlussfrage. Sie erhielte eine abschlägige Antwort, denn auch die Staatengeographie ist durchzogen von dem Widerspruch zwischen Handlungsfreiheit (von suchenden Völkern) und natürlicher Idealbegrenzung (von Staaten) – wie SCHULTZ es in vielen Belegen vorführt.

Statt der Trennung der Fragen folgt SCHULTZ distanzlos dem Kurzschluss zwischen „Grenzproblem“ und Anpassungsproblem in der Geographie, indem er ihn nicht als solchen aufspürt, sondern als ideologische Theorie begreift und kritisiert. Die Kritik wird an der übergeordneten Theorie geübt, mit der die Geographen jenen Kurzschluss herstellen und legitimieren: dem Naturplan der Weltgeschichte. SCHULTZ behält den Kurzschluss gewissermaßen selbst bei; er erscheint dann unter kritischer Perspektive statt paradigmatisch verblendet wie bei den Geographen. Damit verdunkelt SCHULTZ das, was es aufzuhellen gälte: Wie wird der „Naturdeterminismus“ bei der Lösung der einen Frage (Staatenbildung), die empirisch besehen gar keine ideologische Konstruktion ist, wenn sie stammesgeschichtlich gemeint ist (Besiedelung), im Kontext der anderen Frage (Mensch-Natur-Verhältnis) ideologisch, weil das Paradigma geschichtliche Prozesse grundsätzlich gewissermaßen stammesgeschichtlich zu denken gebietet und dann auch moderne Nationalstaaten so beurteilt? Aber genau dann, wenn die empirisch vernünftige Vorstellung von der Ortswahl aus der konkretistischen Anpassungsvorstellung theoretisch begründet wird, werden von der Geographie zwei Seiten der Determination in Anschlag gebracht: Naturbarrieren *und* Freiheit. Das eignet sich denkbar schlecht, um Naturdeterminismus nachzuweisen. Aber beides findet seine Einheit im Naturplan. SCHULTZ fängt diese Doppelung als Undeutlichkeit und Widerspruch ab, und um Klarheit in die Sache zu bringen, nennt er den „eigentlichen“ Trend naturdeterministisch, weil er jenen Naturplan auf diese Weise deutet (ausführlicher siehe unten) und kritisiert diese Tendenz politisch. Das ist politisch einleuchtend, aber theoretisch gesehen falsch. Es folgt einerseits aus der Vermischung jener unterschiedlichen Fragen, bei

folgt einerseits aus der Vermischung jener unterschiedlichen Fragen, bei der SCHULTZ den Geographen einfach folgt, und andererseits aus einem ungenügenden theoretischen und politischen Verständnis von Naturdetermination.

Mein Versuch, die Problemwahl von SCHULTZ in der vorgeführten Weise zu differenzieren, ist darüber hinaus zunächst ganz unabhängig davon, ob eine funktionalistische Adaptionsperspektive überhaupt umstandslos und grundsätzlich für Stammesgesellschaften angemessen wäre, wie ich bislang der Einfachheit halber suggeriert habe; viele strukturalistische ethnologische Analysen sprechen dagegen. Aber das wäre eine *weitere*, ganz *andere* Frage.

6 Erste Folgerungen für den Begriff des Naturdeterminismus und des Konservatismus

So stellt sich das Problem, wie das geographische Paradigma politisch zu verstehen ist, nicht in der Weise, dass die Geographie naturdeterministisch war und *trotzdem* modern, industrie- und fortschrittsfreundlich, so als würde eigentlich aus „nicht-naturdeterministisch“ Modernität folgen, und der Leser wundert sich, dass es trotzdem umgekehrt ist, das Paradigma also irgendwie inkonsistent ist. Die Lösung, dass das Fach gleichermaßen „methodisch atavistisch“ (SCHULTZ 2002, S. 137, ähnlich 2000, S. 236) und „politisch“ konservativ war (SCHULTZ 1997, S. 273 f.) und darin kritikwürdig, sonst aber irgendwie doch für Fortschritt, Industrie und weltbeherrschende Technik, bringt den Zustand der Geographie nicht auf den Begriff.

SCHULTZ sieht das wohl selbst so und diagnostiziert „Ambivalenz“ (SCHULTZ 1993, S. 30, 1997, S. 245, 2002, S. 113, 119) als Lösung. Die Geographen plädieren für Handlungsfreiheit und Naturabhängigkeit (z. B. SCHULTZ 1997, S. 198 f.). Einerseits gehen Nationen aus Völkern hervor, die idealerweise zwischen natürlichen Grenzen siedeln. Andererseits wird eine erdumspannende, harmonische Einheit des Menschengeschlechts auf höchstem technischem Niveau zurechtfantasiert. Diese „Doppelstrategie“ zeigt SCHULTZ ausführlich anhand der Verbindung der Staatstheorie mit der Fortschrittsidee durch die Geographen. Aber ob das dann noch eine Vorstellung von Fortschritt und Industrie ist, die umstandslos modern genannt werden kann, thematisiert er nicht. Er entscheidet sich dafür. Ich bezweifle, dass das zutrifft.

Vielmehr ist es umgekehrt: Das Paradigma ist in seiner scheinbaren Ambivalenz konsistent und nicht-naturdeterministisch, und es ist gerade *deswegen* konservativ⁷ und modern. Es folgt damit dem anti-modernen Gegenkonzept zum Naturdeterminismus. Antimodern bedeutet eine spezifische Entwicklungsvorstellung, in welcher der Fortschritt gegen den Fortschritt einbezogen wird. Diese Paradoxie hat christliche Wurzeln.

Der Naturdeterminismus ist ebenfalls eine moderne Theorie. Sie gehört der Aufklärung an und vertritt Fortschritt als Emanzipationskonzept. Ich nenne das „progressive Moderne“.

Das bedeutet: Man muss sich von der Vorstellung verabschieden, der Konservatismus sei eine schlichte Theorie der Unterordnung der Menschen unter die gesellschaftliche Ordnung und der Gesellschaften unter die Naturordnung. Er wende sich mit Tradition, Transzendenz und „organischem Staat“ gegen die menschliche Autonomie, gegen die Beherrschung von Natur, gegen die Befreiung von Naturzwängen. Das Gegenteil ist der Fall. Der Konservatismus ist eine Theorie menschlicher Freiheit und Selbstverantwortung – trotz seiner Anwaltschaft für Ursprung und Höheres.

⁷ Im Folgenden wird mit dem Begriff „konservativ“ nicht die angelsächsische Variante des Konservatismus berücksichtigt. Sie ist für die vorgesehene Klärung nicht relevant, wenngleich diese Differenzierung ein noch genaueres Bild des geographischen Paradigmas zu zeichnen erlaubte. Aber die Länge des Textes würde sich etwa verdoppeln.

Das passt zwar formal zu den Zitaten, die den Fortschritt loben (vgl. in SCHULTZ 1997, S. 180 ff., 192-228, 2000, S. 230-234, 2002, S. 90 f., 98 f., 109, 134 ff.), aber was bedeuten dann all die geographischen Zitate, in denen die gesellschaftliche Entwicklung der Natur unterworfen wird? Die Antwort: Die Zitate haben Bestand, man muss sie nur mit einer ganz anderen Brille lesen als mit dem Schema: Naturdeterminismus = Konservatismus = vormodern oder sonstwie nicht modern = die Gesellschaft entwickelt sich vernünftig nur durch natürliche Grenzen = die Menschen sind Erfüllungsgehilfen eines durch die Naturordnung legitimierten gesellschaftlichen Ganzen. Irgendwie ist diese Abfolge natürlich nicht ganz von der Hand zu weisen, aber sie bedarf der Interpretation.

Nach diesem Problemaufriss werde ich im Folgenden die Konstellation der Bezüge von modern, konservativ, naturdeterministisch und fortschrittlich so umkonstruieren, dass die verschiedenen Widersprüche sich auflösen und die angeblichen Ambivalenzen des Paradigmas konsistent werden.

Wie sieht jene andere Brille aus?

7 Warum hat sich die Geographie idiographisch genannt? Die theologischen Wurzeln des geographischen Konservatismus

Der Gott des Alten Testaments ist gesetzgebend, allmächtig, gerecht und strafend. Auf die Verfehlung im Paradies sowie nachfolgend bis zum Jahre Null hat er entsprechend reagiert. Er hat verdammt und getötet. Die mit Urschuld beladenen Menschen hatten den Gesetzen zu folgen oder aber wurden von Strafe ereilt. Etwas anderes als göttliche Vorgaben ihres Schicksals hatten sie zur Lebensgestaltung nicht in der Hand – allenfalls noch mit Gott vertraute Führer. Aber es gab Hoffnung, die Ankündigung eines Mittelsmannes: des Messias.

Und tatsächlich kam ein Gesandter. Er hat die Erbsünde neutralisiert. Aber die christliche Wendung der Vorsehung bricht mit der ursprünglichen Prophezeiung eines Gottesreiches: Gott hatte nun drei Gestalten, und sein Reich auf Erden sollte von allen Menschen selbst errichtet werden. Das war im Alten Bund nicht vorgesehen. Dort wurde *einem* Volk von *einem* Gott ein König und ein Reich *versprochen*, nicht *allen* Menschen seine Errichtung *aufgetragen*.

Damit die Erfüllung der Vorsehung als eine Erlösung aller Menschen verstanden werden kann, musste jener versprochene König ein göttlicher Mensch unter Menschen sein und geopfert werden. Als Gott umfasst er symbolisch alle, als Mensch ist er einer wie sie. Sein Tod löscht aller Menschen Erbschuld, und sein irdisches Leben demonstriert, wie man sich erlöst als sterblicher Mensch: Man geht freiwillig den Weg, den Gott vorgesehen hat. Und der Weg hat sich verändert: Man folgt nicht seinen Befehlen, sondern sucht Gott in sich. Wer das tut, verifiziert für sich die Vorleistung Jesu und bewährt sich als Christ: Der Tod ist dann das Tor zum ewigen Leben. Damit ist der Zustand vor dem Sündenfall auf ganz neuer, gewissermaßen zivilisatorischer Ebene erreicht und die Erlösung vollendet.

Unter der Perspektive der göttlichen Wertschätzung der Menschen konnte der Gnadenakt, die Güte Gottes und seine Liebe zu den Menschen, nicht eindrucksvoller dokumentiert werden als durch den Tod des geliebten Sohnes. Gott schenkt den Menschen in seiner Gnade das Wertvollste und damit die Freiheit als menschlichen Wesenszug durch die *Befreiung* von der Schuld. Das bringt die Menschen in eine doppelte Determination: Sie sind nun bestimmt durch Sterblichkeit (alte Schuld), weil der alte Verstoß gegen das Erkenntnisverbot nicht mehr rückgängig gemacht werden kann; er ist durch die reale Geschichte irreversibel geworden. Und gleichfalls sind sie bestimmt durch Freiheit (Neuer Bund), weil Gott die absolute Güte ist und frei darin, seinen Fluch zu revidieren. Deshalb konnte er die Menschen erlösen, das heißt, sie vom Fluch befreien. Von nun an haben die (doppelt bestimmten) Menschen die Wahlmöglichkeit zwischen der Liebe zu Jesus (Freiheit) sowie Gottesfurcht (Gesetz)

auf der einen Seite oder aber der Sünde (gesetzlose Freiheit) auf der anderen Seite. Einen dritten Weg gibt es nicht. Der bestünde in der Wahl der Liebe ohne Gottesfurcht oder aber des Gesetzes ohne Liebe zu Jesus. Beides zerreißt den Alten und den Neuen Bund und landet beim zweiten Weg: der Sünde.

Im Rahmen des Alten Bundes konnten die Menschen zwar ebenfalls sündigen, aber die Blasphemie beeinflusste die Chancen eines ganzen Volkes, sein Gottesreich zu erlangen und wurde oft am ganzen Volk gercht; die Subjektkonstruktion ist eine ganz andere. Der Einzelne verantwortet durch Gesetzes-treue das ungewisse Schicksal der Gemeinschaft. Im Neuen Bund verantwortet er durch Freiheit sein eigenes Schicksal – das aber dem allmächtigen Gott schon bekannt ist. *Alles* liegt in Gottes Hand, und man hat dennoch *jede* Möglichkeit, sein Leben den eigenen Fähigkeiten entsprechend zu gestalten. Jesus hat gezeigt, was es heißt, das zu wissen.

Da die Menschen aber nicht Teil der Dreieinigkeit sind, ist für sie nicht nur der Himmel, sondern auch die Hlle möglich. Die Freiheit zur Nachfolge Jesu, aber auch zur Sünde, ist ernst gemeint.⁸ Für Jesus dagegen übernehmen seine prominenten Komplemente Judas, Petrus und Paulus die andere Seite des Menschen. Denn Jesus selbst konnte dreierlei nicht vorleben, so dass auch die entsprechenden Lebenswege und Konsequenzen nicht deutlich werden konnten: den Abfall von Gott, Gottesleugnung und Verrat (einschließlich der Reue) und die Umkehr vom sündigen Leben zur Gottesliebe. Vor allem Judas und Jesus wissen um ihre jeweilige Beziehung zueinander und um ihre Funktion für das Erlsungsgeschehen, und die Erzählung ist so konstruiert, dass sie beides jeweils freiwillig sehr bewusst konstituieren. Sie erzeugen die Vorsehung, indem sie sie erfüllen – und umgekehrt, denn sie sind nicht nur ihrem Schicksal ergeben, sondern entscheiden sich für ihre Funktion in dem Drama.

Die Pointe dieser theologischen Konstruktion menschlicher Verhaltensmöglichkeiten besteht darin, dass der Widerspruch zwischen allgemeinem Gesetz/Vorbestimmung und einzelner Freiheit für ein würdiges Leben nur eine vernünftige Lösung kennt: die der Unteilbarkeit von einzelnen inneren, frei verfügbaren Möglichkeiten (als Erlster sein Leben gottesfürchtig zu gestalten) und allgemeinen äußeren Maßstäben (vor denen sich die Freiheit zu bewähren hat). Eine Unteilbarkeit ist eine Individualität.

Die Idee des Individuums ist der Kern der europäischen Kultur und eine spezifische Konstruktion von Freiheit. Die folgt aus der Logik der Entstehung dieser Idee: aus der *Umentscheidung* Gottes. Sie kommt *nachträglich* zu den allgemeinen Gesetzen dazu und verleiht diesen *Sinn*. Für die Menschen vorher waren diese Gesetze nur Verbote. Der Mensch kann sie jetzt freiwillig in Wert setzen, sich dafür oder dagegen entscheiden. Damit sind sie Werte, nicht mehr nur Befehle des Allmächtigen.

Das bedeutet, dass die Freiheit ohne die Bindung an allgemein vorgegebene Werte sinnlos ist – das wird von den Päpsten, Kardinälen, Bischöfen und Priestern in Enzykliken, Interviews, Zeitungsartikeln und Predigten ununterbrochen betont. Der Kampf gilt explizit der „Beliebigkeit“. Wären der Sündenfall, die Schuld, die Gesetzgebung und die Prophezeiung nicht erfolgt, hätten Erlösung und Freiheit nicht stattfinden müssen. Sie wären sinnlos ohne diese Vorgeschichte. Vernünftige Freiheit ist immer eine der Gewissheit von Verantwortung angesichts allgemeiner Maßstäbe und ihrer Herkunft als Geschenk, das verspielt werden kann. Damit steht sie definitiv gegen Beliebigkeit, das wäre Freiheit, die nur den partikularen inneren Antrieben folgt: der Wüstling und der Egoist. Die unterhalten gar keinen Bund mit Gott. Aber vernünftige Freiheit steht ebenfalls gegen das Gegenteil der Beliebigkeit. Das wäre die (alte) unbedingte Herrschaft des Gesetzes. Damit würde die Freiheit ganz aufgegeben: der eifernde Dogmatiker. Beides sind ärmliche Zerrbilder von Menschlichkeit. Dazwischen liegt

⁸ Ist man gottesfürchtig, dann erkennt man öffentlich und freiwillig sein Schicksal an und geht z. B. standhaft schlimme Leidenswege zu Ende. Das hat Papst Johannes Paul II. eindrücklich demonstriert, und es hat ihm die Faszination und Liebe vieler Menschen eingebracht, die in dieser Kultur etwas ratlos daran arbeiten, mit freundlicher Gesinnung unbeugsam zu leben. Man kann aber auch zum Trinker werden oder sich umbringen. Das liegt in der Selbstverantwortung eines jeden.

die Balance der Selbstverantwortung.⁹ Sie lebt vom Abgleich der ureigensten natürlichen Möglichkeiten mit den objektiven Werten. Menschliches Leben ist Aufarbeitung von Schuld durch Bewährung in der Schuldlosigkeit.¹⁰

Die Menschen müssen in ihrem Leben das aus sich konkret machen, was sie durch Jesu universelle Vorleistung abstrakt längst sind. Das kann nur „Individuen“ gelingen – und damit Menschen, die das Geschenk ihrer Freiheit nicht gegen Gottes Gesetze ausspielen oder sich im Schutz der Gesetze um ihre Freiheit drücken. Erst die Integration von beidem macht Charakter aus. Ob es ihnen gelingt (allen Versuchungen der einen oder anderen Seite zu widerstehen), ist ungewiss, aber ohne Individualität wäre nicht einmal die Bedingung der Möglichkeit erfüllt.

8 Der kulturelle Sinn der theologischen Struktur: Subjektivität ist Nachträglichkeit

Die Idee der Individualität, die aus der Nachträglichkeit der Freiheit hervorgeht, begründet sich natürlich umgekehrt zur theologischen Vorgehensweise. Denn diese Nachträglichkeit reflektiert sowohl die geschichtliche als auch die biografische Konstellation abendländischer Subjektivität:

Unabhängig davon, welche ökonomischen und sozialen Mechanismen die griechische antike Gesellschaft aus ihren stammesgeschichtlichen Wurzeln lösten und in Konkurrenz zu den „Orientalischen Despotien“ entstehen ließen (vgl. EISEL 1980, S. 360-493, 1984, 1984a, 1986), war es doch der Übergang von einer Vergesellschaftung, in der die Gewalt der Verbote und die Herrschaft des Brauchtums unantastbar waren, in eine „freiheitliche“ und „vernünftige“ Vergesellschaftung (vgl. EDER (Hrsg.) 1973, 1980, 1992, KIPPENBERG (Hrsg.) 1977, SNELL 1975, THOMSON 1956). Die griechischen Dramen von Euripides und Aischylos geben Zeugnis von der Struktur der alten, der „titanischen“ Zeit. Freiheit war abwesend; das Gesetz des Blutes regierte. Mit dem Ende dieses Abschnitts der frühen griechischen Zivilisation taucht die Freiheitsidee auf – in der Gestalt des Rechts des Einzelnen auf vernünftige Gründe für sein Handeln. In der so genannten griechischen Aufklärung reflektierten das die Sophisten. Später verortete Platon, in seiner Reaktion auf die sophistische Philosophie, diese Art der Vernunft, nämlich die einzelne Überzeugungskraft, auf der Gegenseite der einzelnen Vernunftgründe: Das Absolute ist vernünftig und – anstelle der Kraft der Überredung – Maßstab der Geltung jener einzelnen Überzeugungen.

Das rechte Handeln des Einzelnen kann nun von zwei Seiten aus gedacht werden: von der einzelnen Überzeugung oder der absoluten Vernunft bestimmt. Aristoteles hat das im Naturbegriff verbunden und den Aspekt der inneren Kraft, der die Vernunft als Überredungskunst auszeichnet, zur natürlichen Antriebskraft aller einzelnen Existenzweise erklärt (Entelechie). Das Absolute als deren Maßstab hat er beibehalten und aus der Verbindung mit jener inneren Kraft den Begriff der Natur formuliert. Jede natürliche Entwicklung vollendet durch innere Antriebskraft eines Wesens die absoluten Maßstäbe seiner Existenzweise.

In der Stoa, vor allem bei Chrysippos, wurde die aristotelische Idee der Physis auf den tugendhaften Menschen übertragen. Seitdem gibt es Menschen mit natürlichen inneren Möglichkeiten angesichts absoluter Maßstäbe. Individuen sind dies, insofern in ihrem Inneren die absoluten Maßstäbe durch ihre Vernunft vertreten sind und den einzelnen Antrieben untrennbar gegenüberstehen: Notwendigkeit und Möglichkeit, Gesetz und Freiheit usw. Der existenzielle Sinn der jeweils letztgenannten Kategorien (Möglichkeit, Freiheit) ergibt sich erst aus dem Erstgenannten, weil sie historisch als kulturelle Errun-

⁹ Vgl. zur ausführlicheren Illustration der Gegenüberstellung der beiden defizitären Typen EISEL 2004, 2005, 2007a.

¹⁰ Ausführlichere und zum Teil jeweils andere Aspekte berücksichtigende Darstellungen der christlichen Grundlagen des Individualitätsbegriffs vgl. in EISEL 1997, 2002, 2003, 2004, 2004a, 2005, 2007a.

genschaften Reaktionen auf eine ältere Schicht von Vergesellschaftung waren. Subjektivität ist produktiv erduldet Nachträglichkeit.

Genauso wie es den Griechen kulturgeschichtlich erging, ergeht es also seitdem biografisch jedem Mitglied derjenigen Kultur, die auf die griechische Antike und deren christliche Fortentwicklung zurückgeht. Lebensgeschichtlich läuft seine Freiheit immer der Prädisposition durch allgemeine Prinzipien hinterher. Jeder Mensch wird zwar immer schon auf die Balance zwischen Freiheit und Gesetz abgerichtet, aber *bewusst* eröffnet sich ihm das, was er als sein Wesen zugemutet bekommt, nämlich frei zu sein, immer erst recht spät und in Relation zur gleichzeitigen Zumutung von Prinzipien, die dieser Freiheit allererst Sinn und gewissermaßen etwas zum Abarbeiten geben. Erst diese Arbeitsergebnisse verleihen ihm Wert. Gelingt die Balance, so sind damit Werte wie Charakter, Eigenart, Weisheit, humorvolle Gelassenheit, Lebensmut, Selbstverantwortung usw. verbunden – eben das, was Individualität ausmacht.

Diese gleichermaßen kulturelle wie individuelle Konstellation fängt die biblische Geschichte in einer Erzählung ein, so dass jeder seine existenzielle Befindlichkeit darin wiederfinden kann. Das Problem, sich als Individuum zu bewähren, tritt natürlich fast nie so total und abstrakt auf, sondern es strukturiert unerkannt jedes noch so kleine Detail des Lebensvollzugs und jedes gesellschaftlichen Tatbestands. Deshalb besteht die religiöse Anweisung aus einer ausführlichen Geschichte, die viele konkrete Anknüpfungspunkte enthält, welche in den Sonntagspredigten immer als erstes zitiert werden. Danach kommt dann die aktuelle Lehre, die daraus gezogen werden kann. Und die wird auf Selbstverantwortung in der Gottesfurcht oder die äquivalente Umkehrung hinauslaufen. Weltlich bedeutet das: gewissenhaft einen angemessenen Weg suchen – angemessen an die eigenen Möglichkeiten und an die allgemeinen Maßstäbe. Das ist der individuelle Weg. Wer da schlappmacht und Selbstmord begeht, wird nicht beerdigt. Er wirft seine von Gott geschenkte Erlösung weg. Das ist schlimmer als Mord.

Unter den genannten Bedingungen ist Individualität definitionsgemäß ein Entwicklungskonzept. Denn die produktive Beziehung zwischen den beiden Polen Freiheit und Gesetz ist eine Lebensaufgabe. Sie kann gar nicht in einem einmaligen, möglichst frühen Akt vollzogen und danach dann schematisch ausgenutzt werden. Das liegt an dem Sinnzusammenhang, der zur „Unteilbarkeit“ führt. Würde die Individualität geteilt, dann stünden Gesetz und der Geist auf der einen und das Einzelne und der Körper auf der anderen Seite. Sie könnten nur durch formale Subsumtion zueinander kommen. Einen Entwicklungszusammenhang stellten sie gerade nicht dar.

Diese falsche Welt gibt es inzwischen. Die formale Subsumtion ist das Grundprinzip der Erfahrungswissenschaften und der Demokratie: beliebige, unabhängige, empirisch gleichberechtigte Ereignisse stehen dem allgemeinen Gesetz gegenüber. Das Gesetz bzw. der Einzelne ist nicht Träger der Möglichkeiten und der inneren Kraft (Entelechie), die das Allgemeine als eine Entwicklung verwirklicht. Die Individualität des Einzelnen besteht gerade in der Abwesenheit der Bindung an ein Gesetz. Erst eine fallweise formale Subsumtion nach unabhängigen Subsumtionsregeln bringt die beiden Seiten in Berührung. Das geschieht gemäß dem Prinzip, nach dem eine fallende Bleikugel mit einer fallenden Feder im Vakuum durch Subsumtion unter das Fallgesetz verglichen und beide gleichermaßen als Körper bezeichnet werden können. Entsprechend sind alle Menschen dann und nur deshalb als Individuen gleich, wenn und weil sie vor einem allgemeinen Gesetz gleich sind. Und genau dann sind sie als „Individuen“ gewürdigt. Der entsprechende Freiheitsbegriff benennt und bedeutet die natürliche *Unabhängigkeit* bzw. die *Emanzipation von allen Bindungen*, nicht die *Vollkommenheit ihrer persönlichen Ausgestaltung*. Zwar gibt es auch eine Gleichheit aller Menschen vor Gott, aber die bezieht sich nicht darauf, dass alle gleichermaßen das Recht auf angemessene Bedürfnisbefriedigung haben, sondern auf den Lohn für die Nutzung aller inneren Möglichkeiten, diesen Bedürfnissen wenig Bedeutung beizumessen.

Man kann also sehen, dass der antike und der christliche Individualitätsbegriff einerseits und der moderne erfahrungswissenschaftliche und demokratische Individualitätsbegriff andererseits sich strikt ausschließen. Die eine der beiden Varianten konstituiert die Persönlichkeit im Sinne der humanistischen Tradition, die andere den modernen Bürger. Der „moderne Mensch“ ist immer beides. Die „Un-teilbarkeit“ verkettet nun einen doppelten Widerspruch: den im Inneren der Individualität (Freiheit und Gesetz) mit dem Widerspruch, den die humanistische Individualität gegenüber deren modernem Gegenspieler aushalten muss (Person und Bürger).¹¹

9 Humanistische Individualität als Anpassungskonzept: Bewährung innerer Größe

Betrachten wir die Individualität als Entwicklungskonzept von Vollkommenheit:

1. Vollkommenheit ist ein Selbstzweck und Endzweck (vgl. bei KANT z. B. 1968, § 4, B 10, § 15 B 44). Das Konzept ist teleologisch.

2. Die Möglichkeiten des Einzelnen sind eine naturgegebene Entwicklungskraft; sie machen sein „Wesen“ aus. Dieses Wesen jedes Individuums liegt fest, es wurde von Gott verliehen. Das Konzept ist theologisch/metaphysisch. Wenn Gott – wie es im Materialismus der Moderne der Fall ist – wegfällt, wird es naturalistisch/materialistisch, ohne dass sich an seinem teleologischen Charakter etwas verändert.

3. Die allgemeinen Wertmaßstäbe und Gesetze sind Abstrakta; sie benötigen einzelne, körperliche, mit natürlichen Möglichkeiten ausgestattete Wesen als Träger, damit eine zukunftssträchtige Neuordnung des Weltgeschehens durch eine liebevolle Lebensführung real werden kann. Das Konzept ist „idiographisch“. (Jene oben erwähnte falsche Welt funktioniert „nomothetisch“.) Der Aspekt der Liebe resultiert aus der Gnade Gottes: Er hat die Menschen geliebt und *sich* in seinem Sohn für sie geopfert. Deshalb ist Liebe (nun zu Jesus, der das Leid ertrug) das Prinzip eines erhöhten Lebens. Andere Entwicklungen – ohne dieses Streben Einzelner nach der persönlichen Erfüllung des Sinns der Gesetze – sind denkbar, aber das ist eine verdammte Welt, die auf ihre Zukunft endlos wartet (Alter Bund) oder aber schon in eine ganz falsche Zukunft hineingeschlittert ist, weil die Menschen die Kraft zur Erwidern der Liebe Jesu nicht mehr aufbringen (Atheismus; Moderne).

Es ist offenkundig: Wir nähern uns wieder der Geographie. Der Begriff „idiographisch“ hat dort eine große Karriere als Waffe gegen das nomothetische Denken gemacht. Zuvor war er in der neukantianischen Wissenschaftstheorie zur Abgrenzung gegen „Gesetzeswissenschaften“, die das Individuelle zum Verschwinden bringen statt zu würdigen, eingeführt worden. Ich habe jetzt gerade die Struktur des geographischen Paradigmas formuliert. Die Geographie hat das antike und christliche, gemeinhin als „humanistisch“ bezeichnete Menschenbild einfach auf Räume bezogen. Aber auch andere Wissenschaften haben in den nicht-egalitären, humanistischen Traditionslinien ihren Gegenstand so bestimmt. Die Biologie hat die Denkfigur auf das Leben bezogen, die Psychologie auf die Seele, die Soziologie auf soziales Handeln, die Staatslehre auf den Staat.

Jedes Entwicklungskonzept ist auch ein Anpassungskonzept. Wie sieht die humanistische Variante aus? Wenn Freiheit im Sinne einer für beide Seiten der Anpassungsbeziehung produktiven Bindung des Einzelnen an die Werte des Ganzen gemeint ist, kann Anpassung – die ja dann Freiheit verwirklichen muss – nur in der Bereicherung der Vielfalt des Ganzen bestehen. Denn sie ist dann eine Öffnung und Erweiterung der Seinsmöglichkeiten des Ganzen, und die nennt sich Vielfalt. Die perspektivische

¹¹ Zu diesem Problemzusammenhang mit ganz unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen EISEL 1997a, 2002, 2004, 2005, 2005a.

Offenheit, die in Freiheit enthalten ist, darf die Abhängigkeit vom Ganzen, das die allgemeinen Maßstäbe setzt, nicht unterbinden. Das Neue, das aus dem freiheitlichen Bestreben des Einzelnen folgt, muss die Bindung stabilisieren und dennoch Eigenständigkeit besitzen, sie gewissermaßen den bestehenden Eigenständigkeiten des umgebenden Ganzen hinzufügen.

So wird Vielfalt erhöht (vgl. ausführlicher sowie ideengeschichtlich EISEL 2003, 2004b, 2007a): Das Ganze gedeiht durch die Anstrengung aller, bestmöglich zu verwirklichen, was für die stabile Entwicklung des Ganzen notwendig ist. Das tut jeder an seinem natürlichen Ort der Hierarchie der Möglichkeiten. Denn wenn jedes Individuum des vielfältigen Ganzen sich seiner Natur gemäß entfaltet, ist das Gesamtsystem eine Ordnung von natürlichen Unterschieden. Und der Einzelne findet seine Bestimmung durch diese Notwendigkeiten am einfachsten und zugleich besten, wenn er sich auf seine natürlichen Möglichkeiten konzentriert und nicht etwa mit allen anderen gemeinsam das allen Gleiche zu verwirklichen sucht. Das wäre „internationale Solidarität“ und das Ende stabiler Ordnungen. Unter diesen Bedingungen ergeben sich zwei Folgerungen:

1. Das Ganze entwickelt sich optimal, wenn die Ungleichheit der natürlichen Möglichkeiten als hierarchische Ordnung gefestigt ist. Ungleichheit wird zu einem jener absoluten Werte. Und Vielfalt ist die Gewähr für die Produktivität und Stabilität dieser Ordnung.

2. Die Anpassung oder auch Bindung der einzelnen, frei gewählten Entwicklungspfade an die allgemeinen Gesetze und die Ordnung des Ganzen ist eine Bewährung. Bewährung ist von wahr abgeleitet und bedeutet: „sich als wahr erweisen“. Im „Kluge“ wird aber gesagt, dass das Wort eigentlich nur noch reflexiv, in der Verbindung mit „sich“, allgemein gebräuchlich ist. Es bedeutet dann, „durch Erfahrung als tüchtig befunden“ sein (KLUGE 1953, S. 72). Ein anderer Stamm könnte „währen“ sein, wengleich das im KLUGE ausgeschlossen wird. Immerhin leitet dieser Terminus sich von „wesen“ ab und bedeutet „sein“, „bleiben“ (KLUGE 1995, S. 871). Bewährung wäre dann das, was unveränderlich in seinem Wesen den Außeneinflüssen standhält, etwas, das sich selbst gewährleistet, so wie „Währung“ sich daraus ableitet, dass der Münzgehalt gewährleistet ist (ebenda, S. 871 f.).

Gehen wir zurück zu jenen befreiten Menschen, die Jesus nachfolgen wollen, um Gottes Gnade gerecht zu werden. Sie bewahrheiten in all ihrer Unterschiedlichkeit ihre ureigene Struktur mit einem respektablen Leben und legen damit Zeugnis ab vor Gott und den Menschen, dass die Erlösung tatsächlich stattfand (vgl. ausführlicher EISEL 2003, 2004a, 2005). Sie demonstrieren Anpassung als Freiheitsprinzip und werden als tüchtig darin befunden. Die Idee der Bewährung erlaubt, feste Naturvorgaben in einem selbstständig handelnden Wesen als ein Entwicklungspotenzial zu behandeln, das durch Anpassung an äußere Gesetze allererst freigesetzt wird. Der Einzelne erfüllt dann den Sinn der Gesetze und den Sinn des ihn umfassenden Ganzen durch Selbstverwirklichung. Das ist der Sinn seines Lebens.

10 Das geographische Paradigma: Bewährung unter der Umweltperspektive

Mit dieser Idee ist der Schlüssel zum Konservatismus als Entwicklungskonzept und zum Konservatismus der Geographie gegeben. Sie führt zu einer paradoxen Formel von Entwicklung. Die Idee der Bewährung, die sich aus der antiken und christlichen Individualität zwingend ergibt, enthält und löst das Paradox der Loslösung des Einzelnen bzw. der Gesellschaft von Herkunft und von Natur durch Unterordnung unter beider Gesetze (zum Anpassungs-Loslösungs-Paradox vgl. EISEL 1992, S. 118, 1993, S. 29, 2004, S. 201, 2005). Das heißt, diese Idee wird dem Evidenzerlebnis von Subjektivität bzw. Kultur gerecht. In der Geographie brauchte man nur die Gesetze Gottes durch die der konkreten Natur zu ersetzen. Natürlich war beides zwischen Herder und RATZEL noch immer vermischt.

Es gab also – mit wenigen Ausnahmen – nie etwas anderes als Possibilismus in der Geographie. Die vielen Sätze, in denen der Einfluss der Naturumgebung auf die Entwicklung von Menschen und Kulturen betont wurde, bedeuteten alle, dass es dieses Außendruckes bedarf, damit die inneren Potenzen auf der Gegenseite, im Inneren der Menschen oder Völker, geweckt werden. Eben deshalb nimmt die Geographie auch einen „äußeren Standpunkt“ (RATZEL) ein. Dieser Außeneinfluss kann trivialerweise nicht einfach entfallen. Wie sollte sich die Freiheit als Möglichkeit, Vollkommenheit zu erlangen, bewähren, wenn es keine äußeren Maßstäbe, Gesetze, Ordnungen gäbe?¹² Insofern „bestimmt“ die Natur sowohl den Anpassungsprozess als auch die Art und Höhe seiner Entwicklung. Aber sie strukturiert nicht das *Wesen* ihres Gegenübers, denn das liegt fest. So sind paradoxerweise die *Natureinflüsse abhängige* Variablen der Mensch-Natur-Beziehung, in der die Naturwirkung untersucht werden soll: „Müssen wir es ablehnen, das innere Getriebe des geistigen Lebens und die naturbedingten Aenderungen in der Qualität des Geistes zum Gegenstand unsrer Betrachtung zu machen, so ist es doch unmöglich, an unsre Aufgabe heranzutreten, ohne jene größten Unterschiede der *Dispositionen* kennen zu lernen, *von welchen die Wirkungen der Natur auf den Geist teilweise abhängen*“ (RATZEL 1882, S. 386).

Denkt man sich dieses innere Wesen, die „Dispositionen“, im aristotelischen Sinne, so besteht es aus Lebenskraft. Das sind die in jedem Einzelnen schlummernden Möglichkeiten. Die Bestimmung von festliegenden Möglichkeiten durch äußere Notwendigkeiten kann aber immer nur als Grenzziehung gedacht werden. Das ist kategorial zwingend und insofern eine Implikation des Humanismus, nicht einfach eine Erfindung der Geographen. Genauso haben es die Geographen im Possibilismus formuliert, als sie das Problem schärfer artikulierten: Natur ist Handlungsgrenze. Damit ist gewissermaßen eine negative Definition des Einflusses der Natur auf Kultur gegeben. Die positive Definition erfüllt der Bewährungsbegriff. Bewährung hat den logischen Status der erfolgreichen Anwendung eines festen Prinzips angesichts anmaßender Interventionen und Richtlinien; sie demonstriert das Prinzip ebenso wie die äußeren Maßstäbe als erfolgreich verbindbar. Maßstab des Erfolgs ist die Individualität der Problemlösung.

Die Geographie hat durch ihren Ort im Feld der Disziplinen die christliche Grundfigur stärker von der Rolle der Naturumgebung aus thematisiert. Das hat ihr den ganz falschen Vorwurf des Naturdeterminismus eingetragen. Als dann der völkische und vitalistische Zeitgeist das humanistische Paradigma forciert von der Rolle der entschlossenen menschlichen Tat und des Volkscharakters her betonte, pendelte das geographische Paradigma mit und erfand den Possibilismus, d. h. sich selbst noch einmal. In allen anderen Wissenschaften geschah das Gleiche.

Insofern ist es keine undeutliche Widersprüchlichkeit der Geographie, dass in ihr durch die gleichen Theoretiker einmal die Rolle der menschlichen Handlungsfreiheit und des Volkscharakters für die Entwicklung der Länder betont und das andere Mal das Milieu als Ursache für dieselbe Entwicklung benannt wird, sondern es ist eine präzise, einheitliche Konstruktion. Man wird in all diesen Fällen eine konsistente Theorie zutage fördern, wenn man bei Bestimmung und Abhängigkeit, bei Unterordnung, Anpassung, Bindung usw. einfach Bewährung einsetzt. Das Gleiche gilt aber auch für Freiheit. Man muss also gerade jene Widersprüche aufsuchen, die an der programmatischen „Oberfläche“ der Theorie auftauchen, und statt sie in einem Atemzug ambivalent als alte kosmologische Zöpfe zu deklassieren und zu heiligen, geeignet interpretieren. Es gibt keine inkonsistenten Paradigmen und auch keine unzeitgemäßen Wissenschaftler – sie leben einfach ihr Paradigma –, höchstens langweilige. Und ein ganzes Paradigma totzusagen, das kann daneben gehen; viele Paradigmen haben wesentlich länger gelebt als ihre Totengräber. Herder ist ein gutes Beispiel dafür.

¹² Zu dieser Rolle der äußeren Natur als nicht determinierendem, aber gleichwohl konstituierendem Faktor für Entwicklung im Kontext des völkischen Rassismus vgl. EISEL 1993, 2007.

11 Naturdeterminismus: Lamarckistische Grundlagen

Wenn sich ein junger geographischer Theoretiker einmal verdient machen wollte, dann könnte er die Hand voll Geographen herausfinden, die Naturbestimmtheit *nicht* als Bewährung verstanden haben. Wie könnten die es gemeint haben?

Damit komme ich zum Naturdeterminismus. Darunter wird verstanden, dass gesellschaftliche Entwicklungsmöglichkeiten in strikter Abhängigkeit von der Natur gesehen werden. Art und Stand der gesellschaftlichen Entwicklung ergeben sich als Wirkungen natürlicher Ursachen. Die Polemik gegen den Naturdeterminismus richtet sich darauf, dass damit die Freiheitsgrade menschlichen Handelns rigoros eingeschränkt werden und gesellschaftliche Unterschiede als naturgegeben legitimiert werden. Diese Haltung wird, bis hin zum Rassismus, dem konservativen Lager zugeschrieben. Diese Zuordnung ist ebenso falsch wie die damit verbundene Einschätzung der Handlungsmöglichkeiten; die Polemik ist demzufolge irreführend.

Die Ideologiekritik am Naturdeterminismus unterstellt diesem (zu Recht) die Grundannahme, dass Einzelwesen von ihrer Naturumgebung lernen können. Andernfalls könnte diese nicht in ihnen festlegen, wie sie sich entwickeln. Diese Sätze könnte man aber auch wieder mittels „Bewährung“ denken. Welche Voraussetzung muss erfüllt sein, damit das ausgeschlossen ist? Der äußere Einfluss darf nicht auf innere Möglichkeiten bezogen werden, obwohl die ja immer irgendwie vorliegen. Drehen wir die Sichtweise in diesem Sinne um und verorten die Möglichkeiten nicht mehr im Inneren der Einzelwesen.

Jedes Wesen folgt einem individuellen Entwicklungsplan. Darin sind seine *Überlebensnotwendigkeiten* definitiv festgelegt. Die Umwelt entwickelt sich unabhängig davon. Sie stellt die *Überlebensmöglichkeiten* dar. Im Rahmen des individuellen Planes sucht sich jedes Wesen passende Überlebensbedingungen. Dann ist es angepasst. Jetzt ändert sich die Umwelt allmählich. Das Lebewesen gewöhnt sich an diese Veränderungen durch Verhaltensänderungen. Das beeinflusst nach einiger Zeit den Körperbau des Wesens. Es verändert sich passend zu den Umweltveränderungen. Diese organische Reaktion wird – wie auch immer – im Erbgut verankert. Das Lebewesen ist ein anderes geworden. Die „Art“ hat sich entwickelt. Ihre Notwendigkeiten sind den Möglichkeiten der Umwelt erneut angepasst.

Das ist die Evolutionstheorie von Lamarck. Er wollte damit zeigen, dass Leben nicht ein teleologischer Höher-, sondern ein mechanischer Vorwärtentwicklungsprozess ist. Alle Entwicklung vollzieht sich nach einzelnen, genetisch festgelegten Plänen. Aber was aus den Lebewesen wird, d. h., wie sich die Arten entwickeln, kann man trotzdem nicht wissen, weil man nicht weiß, wie sich die Umwelten verändern werden. Leben folgt einem Plan, aber der wird immer wieder neu den Umständen folgend umgebaut. Diese Veränderungen sind kausal bewirkt. In jedem Einzelfall der Anpassungssituationen liegt Determination vor, aber im Ganzen ist Leben ein offener Lernprozess. Das liegt daran, dass die Umwelt die Möglichkeiten bietet und die Einzelwesen Notwendigkeiten folgen und beides sich *unabhängig* entwickelt,¹³ *obwohl* die getrennten Bereiche „Überlebensplan der Arten“ und „Überlebensbedingungen durch Umwelt“ als Anpassungsvollzüge in einem kausalen Determinationsverhältnis der Individuen der Arten durch die Umwelt stehen. Die Einzelwesen sind nicht Teil eines Ganzen, dessen Sinn sie – jedes auf seine Art – in sich tragen, sondern sie stehen einer ihnen fremden Eigendynamik von Möglichkeiten gegenüber.

¹³ Der Naturdeterminismus entspricht damit den Prinzipien der modernen demokratischen Gesellschaft und Wissenschaft. Zur Konvergenz zwischen der Methodologie der Erfahrungswissenschaften und dem demokratischen Staatsgedanken im Hinblick auf die Trennung der Feststellung von Einzeltatbeständen einerseits und der Zuordnung von Gesetzesaussagen zu diesen Tatbeständen andererseits EISEL 2005a.

12 Emanzipation: Vernünftige Adaption nach dem Sündenfall

Jetzt wechsele ich die Ebene. Wir sind in der Gesellschaft. Bei Rousseau sind die frei geborenen Menschen unfrei, weil die gesellschaftlichen Umstände sie dazu gemacht haben. Sie werden den eigentlich menschenunwürdigen Verhältnissen der gesellschaftlichen Umwelt angepasst. Diese Anpassungskonstellation ergibt sich aus der Degeneration des natürlichen Zustands durch Vernunft und Sprache; dies im Einzelnen auszuführen, würde hier zu weit führen. Aber grundsätzlich handelt es sich im Anpassungsverhältnis zwischen Einzelwesen und Umwelt um ein bewusstes, der Vernunft zugängliches Geschehen; gerade dies hat den guten Naturzustand verdorben. Daher kann auch nur Vernunft ihn wieder herstellen. Sie ist die geistige Natur des Menschen und befähigt ihn, seiner sozialen Natur gerecht zu werden. Sie muss sich selbst in ihren positiven Möglichkeiten erkennen. Aufklärung tut Not und ist die Befreiung aus selbst verschuldeter Unmündigkeit (KANT).

Die politische Aufklärung benennt dann die naturwüchsig wirkenden Umweltursachen, die jene Unfreiheit (im Feudalsystem und Absolutismus) hervorrufen. Werden diese gesellschaftlichen Ursachen unterbunden, ist der Mensch befreit. Das hat zur bürgerlichen Revolution geführt; sie war ein Akt der Vernunft. Demokratie ist nicht nur Volksherrschaft der Gleichen, sondern auch ein System, in dem jeder Einzelne allerlei Rechte hat, seine Bindungen, und das sind seine Herkunft sowie die Autorität höherer Sinninstanzen, zu negieren, wenn sie nicht solche der Organisation der durch Vernunft errungenen neuen Freiheit sind. Seine Rechte als Individuum bestehen genau darin. Damit ist diese Individualität an vernünftiger Bindungslosigkeit orientiert. Das ist das Gegenteil des humanistischen Individualitätsbegriffs.

Wenn man also den Lamarckismus moralisch auflädt und den Ausgangspunkt gemäß dem Sündenfall in einer schlechten Umwelt abgefallener Menschen wählt, ergibt sich – in einer zum Konservatismus alternativen Verarbeitung der christlichen Lehre – aus dem Naturdeterminismus die Idee der Emanzipation. Diese Variante der Säkularisation verschiebt unter Verwendung der Genesis die Funktion der Erlösung. Denn die Aufklärung verlagert sie in die Verbindung von Vernunft und Naturplan (statt Gottesfurcht) im Menschen. Deshalb ist Emanzipation bis heute für die christlichen Kirchen ein gottloses Unterfangen.

Diese Art der Säkularisation bricht im Unterschied zum Konservatismus tatsächlich mit dem humanistischen Individualitätsbegriff, denn Selbstbestimmung und -verantwortung sind zwar nach wie vor leitende Prinzipien, aber sie dienen dem Gegenteil wie zuvor: der Ablösung des eigenen Wesens von vorgegebenen Entwicklungsbedingungen/Gesetzmäßigkeiten. Daraus folgt umgekehrt: Nur wenn und weil das Wesen der Menschen durch die Anpassung an die Umstände determiniert ist, kann durch Abschaffung der Umstände – gesellschaftlich durch Umsturz und privat durch mühsame Lernprozesse, die aus Brüchen mit der eigenen Konditionierung bestehen – der Weg zu sich selbst eingeschlagen werden. Dazu muss man heraus aus dem alten Milieu und sich selbst eine Umwelt schaffen. Die inneren Notwendigkeiten, das sind die Bedürfnisse, werden „geprägt“. Waren sie falsch geprägt, insofern sie Freiheit verhinderten – und das sind sie immer, wenn und weil sie eben gesellschaftlich sind, d. h. vernünftig und sprachlich vermittelt –, müssen die alten Umstände abgelöst und durch bessere, bedürfnisgerechte Umstände ersetzt werden. Das nennt man Emanzipation.

Diese Umkehr durch Vernunft den Bedürfnissen zuliebe kann man nur denken, wenn man grundsätzlich davon ausgeht, dass zwar alle Wesen genetisch vorbestimmt sind, aber zugleich die Umwelt die Einzelwesen physiologisch und mental determiniert; der Kontext des Denkens ist der „Mechanische Materialismus“. Nur dann kann der innere Plan des Einzelnen, d. h. seine notwendig zu erfüllenden Bedürfnisse, allen voran das nach Freiheit, durch Veränderung von äußeren Möglichkeiten zu natürlicher Entwicklung führen. Denn die genetischen Pläne sind nicht Teil eines übergeordneten Planes vom Ganzen, keine Endziele wie im Konservatismus, sondern faktische Überlebens- und Entwicklungsprinzipien. Zum Lamarckismus hinzu kommt nur die Umkehrung der Anpassungsproblemlage, indem

die Genesis im Hinblick auf die blasphemische Rolle des Erkenntnisdrangs für den Sündenfall einbezogen wird: Die Vernunft verdirbt dem naiven Wilden (Paradies) das schöne, bewusstlose Leben; aber auch nur mit Vernunft kann der Mensch seinen guten Tugenden, die ihn zu einem sozialen Wesen machen (Mitleid), wieder Geltung verschaffen.

Damit ist der Zustand *nach* der christlichen Erlösung erreicht: Vernunft und Nächstenliebe garantieren ein menschenwürdiges Zusammenleben. Aber die Erlösung folgt nicht aus einem äußerlichen Gnadenakt, sondern aus der Einsicht der Menschen in die Kraft der Vernunft. Diese politische Philosophie steht einerseits gegen die liberale Position (insbesondere von Hobbes), derzufolge nicht Mitleid und Vernunft eine menschenwürdige Gesellschaft garantieren, sondern Machtkampf und so viel Verstand, dass dieser Kampf friedlich organisiert werden kann. Andererseits wird das christliche Erbe – im Gegensatz zum Konservatismus – mechanistisch säkularisiert: Das umgebende Ganze integriert nicht die Vervollkommnungsanstrengungen des Einzelnen. Es ist vielmehr ein in seiner Entwicklung unabhängiger Einfluss auf einzelne Lebensanstrengungen. Nicht einzelne Anlage zum Höheren ist natürlich, und dieser höhere Sinn ist vernünftig, sondern die materiellen Bedürfnisse sind natürlich, und einen Sinn des Ganzen gibt es nur insoweit, wie Vernunft und Mitleid (statt Habsucht) Tugenden sind, die der erneuten gesellschaftlichen Degeneration zuvorkommen sollen. Der höhere Sinn des gesellschaftlichen Ganzen ist durch die vertraglich geschaffene formale Maschinerie ersetzt. Der Staat institutionalisiert die grundsätzliche Garantie, dass jeder Einzelne seine eigene Umwelt wählen und sich von genau dieser bestimmen lassen kann.

Die französische Aufklärung ist ein Lamarckismus für bewusste Lebewesen in üblen Verhältnissen. Die Anpassungsidee lautet: Prägung. Sie steht gegen Bewährung.¹⁴ Dazu ein Zitat von Walter DARRÉ, dem Schöpfer der „Blut und Boden“-Theorie: „Er (der Verfasser, U. E.) versteht unter der Züchtung durch die Umwelt durchaus nicht das, was der *Lamarckismus* darunter versteht; diesem ist die Rasse eine Art von Knetgummi, in der jede neue Umwelt die alten Züchtungsergebnisse auslöscht und neue einräbt (...)“ (DARRÉ 1934, S. 226). Nur wenn das Wesen des Einzelnen nicht aus Knetmasse besteht und nicht umgeprägt werden kann durch die Verhältnisse, ist eine hierarchische Welt von ungleichen Naturanlagen gesichert. Deren Bestand hängt von der Entwicklung einer reichhaltigen Vielfalt von Eigenart, also von ganz besonderen Individuen ab. Hier bewährt sich die natürliche Ungleichheit im Formenreichtum des Ganzen und ist die Voraussetzung für Freiheit des Einzelnen, denn Freiheit besteht dem christlichen Erbe gemäß in der spezifischen Bindung der eigenen Natur an allgemeine Maßstäbe. Wenn jeder seiner Natur den Sinn des Ganzen abgewinnt, ist das Ganze ein System von natürlichen Unterschieden. Diese Freiheit ist kein Recht auf Bedürfnisbefriedigung, das sich aus dem Widerstand der Vernunft der Tugendhaften gegen die Unvernunft der gesellschaftlichen Verhältnisse ableitet und auf Gleichheit hinausläuft, sondern eine Pflicht, aus sich etwas Besonderes zu machen. Sie tendiert zu Charakter und Weisheit, deren Freiheit in der Überwindung, nicht in der Befriedigung der niederen Bedürfnisse besteht.¹⁵ Wahre Größe entsteht durch Bedürfnislosigkeit. Emanzipation, die den eigenen Bedürfnissen gegen alles Hehre zum Recht verhelfen will, ist zugleich Blasphemie und unnatürlich.

13 Fazit: Es ist kein Widerspruch, dass die konservative Geographie modern und nicht naturdeterministisch ist

Zurück zum Ausgangspunkt in der Geographie.

¹⁴ Zur ausführlicheren Diskussion dieses Begriffspaares vgl. EISEL 2007.

¹⁵ Zu diesem Aspekt der christlichen Individualität vgl. EISEL 2004, 2005.

Wenn der Naturdeterminismus einerseits tatsächlich ein Produkt konservativen Denkens wäre, er andererseits aber auch die klassische Geographie als moderne, fortschrittsfreudige Wissenschaft auszeichnet, dann wäre zu zeigen, dass dieser – latent rassistische – Konservatismus eine typisch moderne, fortschrittliche Erscheinung ist. SCHULTZ behauptet nicht das Gegenteil, aber er zeigt es auch nicht. Die Sache bleibt dunkel. Das liegt daran, dass die latenten Voraussetzungen, nämlich was Naturdeterminismus bedeutet und wohin er politisch gehört, selbst nicht stimmen, so dass das Problem nicht vernünftig erfasst, sondern im günstigsten Fall nur offen gelassen werden kann. Da SCHULTZ aber sensibel die geographischen Gedanken verfolgt und nichts dogmatisch unter den Tisch fallen lässt, spiegeln seine Interpretationen die Undeutlichkeiten der landläufigen Kritik am Konservatismus in ihrer Verbindung mit der Naturdeterminismusvorstellung als Ungereimtheiten der Geographie selbst.

Andererseits wählt SCHULTZ – zum Glück – nicht die einfache Lösung, jene Ambivalenzen und Widersprüche relativistisch zu heiligen und der Geographie einfach ein Paradigma abzusprechen, nach dem hemdsärmeligen, pseudorealistischen Motto: Geographie ist, was Geographen tun. In diesem Falle täten sie dann eben wohllegitimiert allerlei Ungereimtes. Aber ihre Theorien reimen sich bestens. Dass eine konservative Geographie eine moderne Geographie war, kann bewiesen werden, wenn man den Naturdeterminismus vom Konservatismus abtrennt. Da SCHULTZ das nicht tut, bleibt er bei der Anerkennung eines Paradigmas und nennt es „methodisch (dem Sinn nach offenbar: konservativ; U. E.) eingeschränkt“ (SCHULTZ 2000, S. 236), wohl weil es als Denkweise, die von der Idee der Anpassung an konkrete Natur abhängt, immer wieder jenen Wunsch nach natürlich begrenzten Staaten produziert. Zugleich ist dieses Paradigma inhaltlich ambivalent, weil es sich trotz dieses Wunsches nicht gegen den freien Willen der Menschen ausspricht, und modern, weil der industrielle Fortschritt gelobt wird. Die Gesamtlösung ist unbefriedigend, weil zwar einerseits irgendwie allen Facetten geographischer Theoriebildung Rechnung getragen wird; aber andererseits werden deren Widersprüche nicht vom Paradigma her aufgelöst.

Die Trennung von Naturdeterminismus und Konservatismus gelingt, wenn man der üblichen Gegenüberstellung von (Sozial-)Darwinismus und (Sozial-)Lamarckismus¹⁶ eine dritte Anpassungstheorie hinzufügt: die Logik der Bewährung.¹⁷ Dann organisieren sich alle Bezüge um, und es wird sichtbar, dass der überwiegende Teil aller natürlichen und historischen Entwicklungsvorstellungen seit mehreren Jahrhunderten den christlichen Freiheits-/Individualitätsbegriff säkularisiert ummünzt auf jedweden Gegenstand. Vieles von dem, was als Sozialdarwinismus bezeichnet wurde und wird, gehört zum Beispiel hierhin. Insofern wäre eigentlich eine Bereinigung der geographischen Diskussionssituation über Naturabhängigkeiten auch auf eine Diskussion des Sozialdarwinismus auszuweiten. Denn die Behauptung seiner offenbar (aber tatsächlich nur scheinbar) allumfassenden Präsenz in allen latent oder offen rassistischen Ideologien folgt aus einer diffusen Begriffsverwendung und damit einhergehend aus der falschen Kennzeichnung der meisten politisch-naturalistischen Ideologien als darwinistisch.¹⁸ Man kann sich vorstellen, was für ein Wirrwarr entstehen muss, wenn man konservative bis rassistische Politik mit der Anpassungstheorie des Liberalismus zu erklären versucht, nur weil dort ein

¹⁶ Allerdings wird ein (Sozial-)Lamarckismus in der geographischen Diskussion gar nicht in Rechnung gestellt und überdies in dieser Abwesenheit – d. h. als Leerstelle kurzschlüssig ausgefüllt und verwechselt mit dem (idiographischen) Konservatismus – eben durch die Verwechslung nicht registriert und ebenso wenig vernünftig begriffen wie der Konservatismus selbst.

¹⁷ Den Sozialdarwinismus habe ich hinsichtlich des Anpassungsbegriffs und der damit verbundenen Ideologie ebenso wenig wie den Konservatismus empiristischer Prägung eingeführt. Das war für das Thema nicht notwendig, wenngleich die Theorie der Bewährung dann noch differenziert werden könnte.

¹⁸ Zum Beispiel SCHULTZ 1997, S. 228 ff. Zur alternativen Deutung im Sinne der hier angedeuteten Revision der Kontextbezüge vgl. EISEL 1993. Dort wird vor allem die Anschlussfähigkeit des Darwinismus an die teleologische Struktur des idiographischen Paradigmas im Rahmen der Monoklimaxtheorie angesprochen. Diese Möglichkeit des Anschlusses war die Voraussetzung dafür, dass die Geographen sich partiell auf den Darwinismus bezogen haben. Vgl. auch 2005, 2007.

paar Metaphern vorkommen, die auch in der politischen Polemik der Konservativen gegen die „lamarckistische“ Aufklärung verwendet wurden, aber selbst das Gegenteil von „Darwinismus“ sind.

Für die Geographie bedeutet das bisher Gesagte:

- Die klassische Geographie ist kein Naturdeterminismus. Damit ist sie aber nicht nicht konservativ, sondern gerade deshalb ist sie es.
- Der Konservatismus befürwortet natürlich die industrielle Produktionsweise und den Fortschritt, wie könnte er anders in jener Zeit. Aber es gilt zu präzisieren, was diese These bedeutet. Es ist sinnvoll, terminologisch zwischen Entwicklung und Fortschritt zu unterscheiden. Der Konservatismus hat ein eigenes Konzept von Entwicklung, mit dem er auf die ihn umgebende Tendenz des „ungebremsten“ Fortschreitens von Entwicklungen reagiert. Dieses Konzept sieht das Ideal von Entwicklungen nicht wie der Fortschrittsgedanke im Liberalismus und in der Aufklärung in der Offenheit von Prozessen, d. h. in der beliebigen¹⁹ oder mechanischen Lernfähigkeit von Systemen, sondern er sieht es in der Vollkommenheit von Individualität und nennt es organisch. „Organisch“ ist die Entwicklungsmetapher für alles, was ich bisher über das humanistische Bewährungsdenken und deren Individualitätsbegriff gesagt habe.
- Wird diese Entwicklungsidee als Aktivität benannt, besteht sie in Gestaltung versus Planung (französische Aufklärung/Rationalismus/Demokratismus) oder versus Wildwuchs (englische Aufklärung/Empirismus/Liberalismus). Planung und Wildwuchs zerstören Eigenart; die aber ist das Entwicklungsziel des Konservatismus. Gestaltung fügt sich in eine Höherentwicklung ein und berücksichtigt bestehende Eigenart.
- Organisches Wachstum und gestalteter Fortschritt binden sowohl die partikularen Bedürfnisse als auch den beliebigen Freiheitsdrang an allgemeine Maßstäbe.
- Es gibt ein Denkgebäude, das immer wieder zu der Argumentation führen wird, dass Räume organisch wachsen müssen und der Fortschritt dazu als Gestaltungsmittel eingesetzt werden müsse, und zwar ausgehend von den natürlichen Begrenztheiten. Dieses Denkkonzept setzt voraus, dass Natur nicht nur universell gesetzmäßig ist (Natura naturans), sondern auch aus konkreten Lebensumständen besteht, die diese allgemeinen Gesetze in besonderen Formen repräsentieren (Natura naturata). Auch die Industrie ist in dieser spezifischen Argumentation und unter der genannten Voraussetzung ein gutes Mittel für organisches Wachstum, aber nur dann. Das ist in diesem Fall empirisch dieselbe Industrie wie die der Liberalen oder Sozialisten, aber ihr ist – im Verhältnis zu den politischen Gegnern – hinsichtlich ihrer Bedeutung und Wirkung im historischen Prozess die gegenteilige Bedeutung und Wirkung zugeordnet wie bei diesen.
- Die Moderne ist durch Bedingungslosigkeit gekennzeichnet. Damit geht das Gleichheitsprinzip einher. Das nenne ich die progressive Moderne und meine die Moderne im engeren Sinne. Ihr *zur Seite und gegenüber* steht die antimoderne Moderne. Für sie ist politisch die Idee der Ungleichheit konstitutiv.²⁰ Sie gehört zur Moderne in einem weiteren Sinne, weil es ohne die progressive Moderne gar keinen Sinn hätte, antimodern zu sein. Die Antimoderne konstruiert

¹⁹ Zur Gegenüberstellung von Konservatismus und Liberalismus im Hinblick auf den Individualitätsbegriff, die hier keine Rolle spielte, vgl. EISEL 2002, 2004, 2004b, 2004c, 2005, 2005a, 2007a.

²⁰ Deshalb ist es kein Niedergang des Herderschen Urparadigmas bei Herder selbst, wenn „(a)n die Stelle der Unvergleichbarkeit der Kulturen“ deren „Vergleich“ tritt. Es „mündet“ nicht „in eine Rangordnung“ (SCHULTZ 1998, S. 131), sondern war schon immer dort: Individualität, Eigenart und Vielfalt sind Aspekte eines Prinzips der Ungleichheit, auch wenn all die Streiter für Multikulturalität das nicht wissen und sicher vehement bestreiten würden (vgl. EISEL 1993, 2003, 2004c, 2005).

ihre vormodernen humanistischen Wurzeln auf die Situation nach dem Systembruch durch die bürgerliche Revolution um. So gehört sie zur Moderne, ohne die sie sinnlos wäre, und geht ihr zugleich voraus, denn die Grundlagen der Antimoderne wurden durch diese Revolution „überwunden“. Die Antimoderne muss also zurück wollen, indem sie auf ganz andere Art vorwärts will.

- Im letzteren Sinne ist die Geographie modern. Sie bekämpft den Naturdeterminismus, weil er die Emanzipation zu begründen erlaubt, und sie ist für Fortschritt und Industrie, solange ihre Prozesse und Vertreter sie in den Dienst der Bewährung von individueller Entschiedenheit für das Höhere und die Herkunft oder für beides (wie etwa die deutsche Kultur) stellen. Damit ist sie klassisch konservativ.
- *Wäre* die Geographie naturdeterministisch, wäre sie ebenfalls modern, nur auf eine andere Art. An diesem Kriterium entscheidet sich diese Frage also gar nicht. Signifikantes Kriterium ist stattdessen, nach welcher epistemologischen und damit politischen Logik die Idee der Anpassung konstruiert ist. Das Gleiche gilt für den Begriff „Klima“. Er übergreift die verschiedenen Typen der Anpassungsidee. Eine unspezifische Interpretation führt nur zur Verdoppelung dessen, was sie klären soll.
- Selbst wenn der erste Satz der ersten These falsch wäre und das Gegenteil zuträfe oder überwiegend zuträfe, könnte auf Basis der entwickelten Kriterien vernünftig über das Paradigma der Geographie diskutiert werden, ganz gleich, wie es gebaut ist. Tatsächlich habe ich aber die empirische Hypothese, dass sie bis auf wenige Ausnahmen nicht naturdeterministisch war. Meine gelegentliche Zuordnung von Personen zum Paradigma oder aber seinen Alternativen ist hypothetisch und kann im gesteckten Rahmen vernünftig kontrollierbar revidiert werden; solche Aussagen sind nicht historisch oder biografisch, sondern theoretisch gemeint.

Teil II: Reinterpretation einiger Textstellen

Es ist unmöglich, die zahlreichen und gedanklich äußerst konzentriert verfassten Texte von SCHULTZ angemessen und erschöpfend in den vorgegebenen Rahmen einzufügen und damit in allen Einzelheiten „zurechtzurücken“. Das würde mindestens den Umfang einer Dissertation erhalten. Daher werde ich auf einige exemplarische Begriffsbildungen und Argumentationsfiguren eingehen und sie in einen anderen Rahmen verschieben. Die Auswahl erfolgt nach zwei Gesichtspunkten: erstens danach, dass möglichst wenig Interpretationskontext aufgebaut werden muss für Leser, die die Texte von SCHULTZ nicht zur Hand haben; zweitens danach, dass möglichst zentrale Verschiebungen der auf unterschiedlichen Ebenen liegenden Ungereimtheiten angesprochen werden können. Die allermeisten Thesen von SCHULTZ sind isoliert betrachtet angemessene Beschreibungen des Zustands der Geographie. Aber sie sind oft schief eingebunden, wenn man Konsistenzkriterien an das Paradigma anlegt. Das liegt daran, dass die gesamte Stoßrichtung der Texte an den oben beschriebenen Defiziten in den Voraussetzungen leidet. Es bleibt dem Leser überlassen, die Texte erneut mit anderen Augen zu lesen, um die zahlreichen Details, die nicht angesprochen werden können, entsprechend zu berichtigen.

14 Butterweicher Determinismus

Es gibt bei SCHULTZ wiederkehrend die Denkfigur, dass bei aller Betonung des freien menschlichen Willens durch die Geographen doch die Natur als übergeordnete Instanz geltend gemacht werde: *Gen* sie könne der Mensch langfristig nicht agieren, und ignoriere er das, *versündige* er sich. Das ist

anfänglich Gottes Ratschluss, später zunehmend nur noch die Wirkung eines Naturplanes. SCHULTZ nennt diese geographische Begriffsbildung „intentionale Natur“ (z. B. SCHULTZ 2005, S. 16). Diese geographische Haltung taucht (zumindest auch) im Kontext des so genannten Grenzproblems auf: Geschichte nimmt ihren richtigen Verlauf, wenn Nationen durch natürliche Grenzen gegeneinander abgegrenzt sind und sich an diese Hilfestellung der Natur halten. Richtig bedeutet zweierlei: Erstens ist die Chance auf Weltfrieden größer, zweitens ist die innere Entwicklungsdynamik fruchtbarer. In der frühen Entwicklungsphase der Geographie dominiert der erste Aspekt, ungefähr seit dem Jahr 1880 wird die Legitimität von Ordnungen betont.

SCHULTZ nennt diese Vision von der letztendlichen Dominanz der Natur in der Geschichte neben der „intentionalen Natur“ auch „Willen der Natur“, „Plan der Natur“ (ebenda, S. 18, vgl. auch 2004, S. 218), „naturalistischen Interventionalismus“ (SCHULTZ 2005, S. 10), „normativen Determinismus“ (SCHULTZ 2002, S. 109), „normativ aufgeladene konkrete Natur“ (ebenda), mit dem Ergebnis einer „normativ verstandenen Länderkunde“ (ebenda) im geographischen Paradigma. Aber gegen Autoren, die etwa Kirchoff naturdeterministisch interpretieren (vgl. ebenda, S. 2 und 8 zu Schach), stellt er all das, angelehnt an HARD, in jenen „problemvoll-widersprüchlich(en)“ (ebenda, S. 2 sowie 1998, S. 129, 2002, S. 106 Fußn. 15, 2000a, S. 44) Kontext der klassischen Geographie, dessen Unterstellung oben schon als Undeutlichkeit der Interpretation charakterisiert wurde.²¹

SCHULTZ bietet alles auf, um den von den Geographen betonten Naturplan als Basis (vor allem späterer) politischer Verfehlungen dingfest zu machen (vgl. 2005, S. 3-12, vor allem 7 ff.), um dann die Frage zu stellen: „War das nun eine streng naturdeterministische Position?“ (ebenda, S. 10). Er antwortet: „Nein“ (ebenda) und begründet das durch ein Gedankenexperiment: *Wäre* es einer, könnten die Menschen gar nichts falsch machen (vgl. ebenda), und z. B. alle Staaten hätten natürliche Grenzen. Danach werden all die oben genannten Wendungen eingeführt, die offenbar das beschreiben, was eine Art „weicher“ (ebenda, S. 3 sowie 1998, S. 133) Naturdeterminismus ist – denn „streng“ und „strikt“ (SCHULTZ 2002, S. 104, vgl. auch 2004, S. 217) sollte er nicht sein. Aber *keiner* konnte es nach den einschlägigen Zitaten auch nicht sein. Was das aber nun bedeutet, verschwimmt etwas in einer latenten Transformation der These. Sie wird nämlich zunächst dahin überführt, dass es drei Maßstabebenen der weichen Naturdetermination gab – regional, national, kontinental –, und danach auf die Frage verlagert, dass RATZEL aus dem Mosaik eines „statischen“ (SCHULTZ 2005, S. 11) Ordnungskonzepts von Räumen ein expansives Raumkonzept entwickelt habe (ebenda, S. 12). Das wird nicht weiter kommentiert. Aber insgesamt erweist sich das als die eigentliche Verfehlung (vor allem deutscher Politik), denn erst hierbei werden Völker natürlicher Staaten zu naturgegebenen Eroberern. Das Ergebnis der

²¹ Auf einer anderen Ebene zeige sich der Widerspruch im Verhältnis von zwei „Varianten des länderkundlichen Denkens“, der „länderkundlich-fortschrittsoptimistische(n) und (der) landschaftsgeographisch-antimoderne(n)“ – so SCHULTZ. Er sieht hier die Ambivalenz als „zwei Seiten derselben Medaille“ (SCHULTZ 2002, S. 137, ohne Hervorhebungen, vgl. auch 2000, S. 234). Das kommt einer konsistenten Paradigmentheorie näher. Es fragt sich nur, wie die Medaille heißt und in welchem Wettkampf sie verliehen wurde.

Was das gleiche „Hin und Her“ (SCHULTZ 1992, S. 69) bei Kapp, den SCHULTZ immer wieder anführt, angeht, so wäre eine Analyse unter der Fragestellung angebracht, *welcher* Hegel Kapp Gewährsmann war. Denn mit dem Ausgangspunkt bei der Transzendentalphilosophie könnte Kapp nicht oft so nach Herder klingen, wie es der Fall ist. Andererseits wäre seine Freude am Fortschritt mit Hegel erklärbar. Dann wäre sie aber ganz anders begründet als die des restlichen Paradigmas und könnte nicht dort eingemeindet werden. Ich vermute, dass Kapp in der Tradition des „Rechtshegelianismus“ steht, wie sie z. B. auch im Historismus Droysens und seiner Nachfolger vorliegt. Hegel eröffnet prinzipiell die Möglichkeit einer teleologischen und einer nicht-teleologischen Deutung, je nachdem, ob man ihn von der Funktion des Weltgeistes für das Ganze der Geschichte oder von der Funktion des Widerspruchs für die „Bewegung des Begriffs“ her liest. Die teleologische Variante konvergiert mit der idiographischen Denkweise Herders und klingt sehr ähnlich, wenngleich sie eher an der Vollendung des geschichtlichen Prozesses orientiert ist als an der Vollkommenheit seiner individuellen Gestalten. Aber eine Differenz bleibt gravierend: Bei Hegel ist die Geschichte vernünftig; das führt zu „Fortschritt“, und wegen des teleologischen Aspekts von Geschichte ist das bürgerliche Preußen die bestmögliche Gesellschaft. Bei Herder ist die Vernunft geschichtlich; das führt zu „Sinn“, und wenn der Fortschritt gewürdigt werden soll, ist er von Gottes Gnaden.

ganzen interpretatorischen Mühe ist nicht, wie man sich – kategoriell konsistent – eine weiche Determination denken soll, sondern welche politischen Folgen damit einhergehen.

15 Verdunklungsgefahr durch politische Korrektheit

Es spricht einiges dafür, dass es gar nicht wirklich um die Frage nach dem Naturdeterminismus geht, wenn man sich z. B. die angeführte Transformation der Frage nach dem geographischen Naturdeterminismus ansieht. Vielmehr geht es um die Kritik deutscher nationalistischer Politik und des geographischen Beitrags dazu. Das wäre legitim. Dann ist aber nicht einleuchtend, warum die Frage nach dem naturdeterministischen Status des Paradigmas explizit oder implizit ständig in allen neueren Texten von SCHULTZ gestellt wird. Offenbar hat er sich auf der paradigmentheoretische Seite seiner Texte dem Anliegen verschrieben, die Geographie vor falscher Kritik zu bewahren. Deshalb muss er zeigen, dass die paradigmekonforme Orientierung an konkreter Naturanpassung kein Naturdeterminismus ist. Da er aber selbst die Geographie der Idee eines letztendlichen Naturplans unterworfen sieht – das braucht er für seine politische Kritik –, muss er irgendetwas dazwischen benennen. Das sind all jene *nicht* „strengen“ Formen des Determinismus, unter denen man sich eigentlich nichts vorstellen kann, eingebettet in eine generelle „Ambivalenz“. Was mit beidem gemeint ist, bleibt dunkel. Denn SCHULTZ konstatiert, dass Freiheit und Notwendigkeit für die Länderkundler kein Widerspruch waren (SCHULTZ 2000, S. 225). Das spricht aber für eine *konsistente* Haltung; „Ambivalenz“ läge auf einer ganz anderen Ebene der Befindlichkeit. Sie lebt von einer unentschiedenen Bedeutungsmannigfaltigkeit. An der angegebenen Stelle fährt er fort: „Die determinierende Wirkung der konkreten Erd-Natur aber wurde zur Waffe gegen eine für unnatürlich erklärte Gegenwart und damit zu einer Utopie für die Staatenkarte der Zukunft“ (ebenda).

Die Entscheidung von SCHULTZ, der Geographie Naturdeterminismus im Rahmen einer Ambivalenz zu bescheinigen,²² statt einen Widerspruch zu konstatieren und aufzulösen, spricht für die These, dass die paradigmentheoretische Seite der Frage nach dem Natureinfluss auf Staatsgrenzen durch das Anliegen geprägt ist, politische Kritik zu üben. Deren Triftigkeit in seinen Texten ist unbestritten. Aber die Tendenz, alle anderen Ebenen, vor allem die theoretische Diskussion über Naturdeterminismus und die Modernität der Geographie, von diesem Anliegen aus zu fokussieren, überschattet die eigene Aufklärungsarbeit und die vielen vernünftigen Einzelinterpretationen. Sie bringt die Moral in *theoretische* Schiefelage – nicht unähnlich dem, wie ich selbst 1980 – so wie oben erläutert – an einer entscheidenden Pointe vorbeigeschrieben hatte, wengleich ich auf die angebliche Ambivalenz nicht hereingefallen war: Den Widerspruch im idiographischen Denken habe ich immer als konsistente Konstruktion

²² So konstatiert er z. B. bei RATZEL einen „direkten oder mittelbaren *Kausal*-Determinismus“ (SCHULTZ 1998, S. 140, Hervorh. SCHULTZ) sowie „einen *normativen* Determinismus“ (ebenda, Hervorh. SCHULTZ) oder „programmatische(n) geographische(n) Determinismus“ (SCHULTZ 1998, S. 135, angelehnt an Köhler). SCHULTZ begründet das damit, dass RATZEL der Natur normative Kraft über freie menschliche Handlungen zubilligt, so dass Freiheit und Notwendigkeit derart zusammenfielen, dass willkürliche Anpassungshandlungen keinen Bestand haben könnten. Die letzte Folgerung ist gewiss angemessen und Kernpunkt des konservativen Denkens (und christlichen Freiheitsbegriffs). Aber die Begründung dafür ergibt sich aus dem Gegenteil eines normativen Naturbegriffs – wobei darüber hinaus nicht ganz klar ist, was mit diesem Begriff gemeint sein könnte im Unterschied zu den anderen Formen des Determinismus. Es könnte sich dabei nur um eine auf der Wertebene liegende Ursache-Wirkungs-Beziehung handeln. Damit wären die empirische, die strategische und die kommunikative Handlungsebene kurzgeschlossen (zu den Ebenen vgl. HABERMAS 1968, S. 62). Abgesehen davon, dass das eine leere Menge von Handlungen wäre (es wären so etwas wie moralische Reiz-Reaktionen), könnten es die Geographen (bzw. hier RATZEL) – wengleich ich das nicht glaube – dennoch so gemeint haben. Dann aber könnte SCHULTZ ihnen nicht dies nachweisen und gleichzeitig sagen, geographisches Denken sei nicht „streng“ oder „strikt“ naturdeterministisch (2002, S. 104, 2005, S. 10, dort für die Zeit vor RATZEL, aber dem Sinn nach für das ganze Paradigma, ebenfalls 2004, S. 217 f.). Abgesehen davon bescheinigt er der klassischen Geographie aber diesen Determinismus (SCHULTZ 1997, S. 248 f.).

aufgefasst und als „Anpassungs-Loslösungs-Paradox“ bezeichnet, das nicht einfach widersinnig ist, sondern die humanistischen Pointe des Individualitätsbegriffs auf Anpassungssituationen überträgt.

16 Geknetete Völker auf Landsuche

Der „Passungs- oder Sollzustand“ (SCHULTZ 2004, S. 216) von Volk und Land steht unter der Ägide der Natur, denn sie ist „normativ aufgeladen“ (SCHULTZ 2002, 109). Durch die Geographen wird „dem Naturprozess explizit oder stillschweigend ein *Sollen* unterstellt()“ (ebenda, S. 103, ebenso 1998, 2000a, 2002, 2005). Das führt zu jenem irgendwie ernst gemeinten, aber weichen Determinismus und naturalistischen Interventionalismus. Damit das keinen Widerspruch zur Handlungsfreiheit ergibt, muss die Geographie die entgegengesetzten Determinationen in einer höheren Einheit aufheben. Das sagten die Geographen, SCHULTZ kolportiert es, und ich bekräftige beides. Diese Einheit von Freiheit und Gesetz ist ein Weltplan, dem die Natur Nachdruck verschafft. So können höhere Prinzipien und Naturzwang gleichzeitig auftreten: Die Natur betreibt diesen Plan. Daraus resultiert jenes Sollen. Inhaltlich besteht er in stimmigen „Wahlverwandtschaften“ (z. B. SCHULTZ 2000, S. 226 f., 2002, S. 93, 111 ff., 2005, S. 8 f.) von Völkern und Ländern. Das Ziel, dass „das rechte Volk an die rechte Stelle“ (SCHULTZ 2005, S. 8 über Guthe/Wagner, vgl. dieselbe Thematik in 2002, 2004, S. 215) gehört, notiert SCHULTZ polemisch. Auf zwei Arten kann die Wahl erfolgen: Entweder das Volk sucht sich seinen Lebensraum (SCHULTZ 2000, S. 226 f., 2002, S. 93, 111 ff., 2005, S. 8 ff.) oder aber dieser Raum verhält sich wie eine „Hohlform (...), in die der Künstler die verschiedenartigsten Volksmassen plastisch einknetete“ (Kirchhoff in SCHULTZ 2005, S. 8). Beides sieht SCHULTZ als Naturplan an, denn es sind die zwei Varianten, jene Wahlverwandtschaften zum Tragen kommen zu lassen.

Ich kann aber keine zwei aufgeweichten Varianten von Naturdeterminismus erkennen. Vielmehr wird in beiden Fällen formuliert, dass sich der Charakter der Völker welthistorisch anhand der Naturumgebung zu bewähren hat. In der Variante 1 (Volk sucht rechte Stelle) wird das explizit possibilistisch ausgesprochen, und der Begriff der Wahlverwandtschaft verweist darauf, dass sich da etwas ergänzen muss, wenn der ganz große Plan gelingen soll. Dieser Aspekt transportiert SCHULTZ zufolge den Aspekt der prästabilierten Harmonie (vgl. 2002, S. 106), welcher der Metaphysik des humanistischen Individuums angehört (vgl. EISEL 1991, 2007a). Naturdeterministisch ist daran nichts, nur teleologisch. Und natürlich kann die Harmonie empirisch scheitern, so dass Völker, die sich am falschen Ort niederließen, leicht verkümmern können (SCHULTZ 2005, S. 8). SCHULTZ wertet diese These der Geographen als Indiz für ihren Naturdeterminismus.

Verständlich wird die Idee der Wahlverwandtschaft aber durch den Bewährungsbegriff. Die spezifischen Fähigkeiten eines Volkes – wie die der Wandalen in Afrika (und überhaupt der Germanen im Mittelmeerraum) (vgl. Schrepfer in SCHULTZ ebenda sowie 2000, S. 226/227, 2004, S. 215 f.) – können sich nicht optimal entfalten; ihnen wird dort nicht das abverlangt, was für ihr Wesen wünschenswert wäre. Insofern bedingt die Natur den mentalen und materiellen Niedergang. Aber das war ein Mangel an geeigneter Reibungsfläche für das, was sich hätte bewähren können, es war kein „Umlernen“. Unterbliebene Bewährung zu konstatieren beweist nicht, dass die allgemeinen Adaptionsgesetze in kausaler Prägung von Lebewesen durch die Umwelt gesehen würden.

Die Variante 2 (einschließlich der fehlgeschlagenen Suchaktionen von Völkern) sagt nichts anderes aus als die erste Variante; und das Kirchhoff-Zitat, demzufolge ein Land eine „Hohlform“ ist, belegt nicht Determination. Denn nicht die Natur knetet den Volkscharakter, sondern irgendeine Instanz – vermutlich ein Agent jenes höheren Naturplanes – knetet diesen Volkscharakter ins Land. Diese Umgebung bleibt historisch konstant, aber verschiedene Völker können sich in ihr bewähren, insoweit sie zu- und abwandern. Egli sagt daher „im mitgestaltenden Gefäß“ (in SCHULTZ 2005, S. 18), wenn er den Einfluss der Orte auf „Völkerwellen“ (ebenda) charakterisiert. Das drückt die vernünftige Parado-

xie der Anpassungsvorstellung gut aus, derzufolge die Wirkungsweise der Natur (oder irgendeiner Umwelt) auf ein Einzelwesen in der Anregung besteht, sich wesensgemäß zu entwickeln. Dass eine solche großräumige Naturumgebung die Bewohner der verschiedenen Landstriche allmählich aneinander angleicht und so den Stämmen den Charakter eines Volkes verleiht (vgl. ebenda), ist nur die geographische Umkehrung des idiographischen Entwicklungsgedankens: Eigenart entwickelt sich durch Vielfalt. Das ist ein anderer Aspekt derselben idiographischen Anpassungsproblematik. Eine nationale Kultur wird umso stabiler und zukunftsfruchtiger sein, je größer der Reichtum ihrer verschiedenen Mentalitäten und materiellen Anpassungsstrategien ist; das ist Herders Geschichtsphilosophie in der Binnenperspektive.

Wenn nun die Ausgangslage darin besteht, dass der historische Prozess verschiedene, brauchbar in ihrem Wesen zueinander passende Volksgruppen (ehemals Stämme) in einer solchen Umgebung zusammengeführt hat, so ist es unter der Perspektive derer, die den „äußeren Standpunkt“ (siehe oben) einnehmen, plausibel, das Zusammenwachsen, d. h. im eigentlich sich historisch *ausdifferenzierenden Entwicklungsvorgang* (vgl. Egli in ebenda) das durch die äußere Natur an *Bindung Ermöglichte* zu betonen – zumal in einer „verspäteten Nation“. Aber der Entwicklungsmechanismus selbst, der in Anpassung enthalten ist, besteht nicht aus dem Umbau der Charaktere der Volksgruppen zu einem Einheitscharakter, sondern umgekehrt: Das schon recht ähnlich vorliegende innere Wesen wird in den Landstrichen differenzierend höher entwickelt, und insofern dies eine gemeinsame Eigenart in der Differenz fördert, wächst das Volk zusammen. So denken Humanisten und die Konservativen über Kultur und Geschichte.²³

In dieser Variante wird nicht eine prästabilisierte Harmonie betont, sondern gewissermaßen die Innenseite des prästabilisierten Systems. Dort stehen „Monaden“ in einer „Perzeptionsbeziehung“ (vgl. EISEL 1991, 2007a). Das ist das systematische Geflecht aller wechselseitigen Bedeutungszuweisungen zwischen Einzelelementen, die die Vielfalt der besonderen Einheit eines solchen Systems ausmacht. Übertragen auf ein Volk ist das die kulturelle Organisation der Eigenständigkeit als Nation gegenüber den Nachbarn und der umgebenden Natur. Das ist gerade nicht eine naturdeterministische Vision. Herder hat diesen Gedanken geschichtsphilosophisch ausgeführt und damit die monadologische Systemtheorie von Leibniz in die Moderne eingeführt.²⁴

SCHULTZ thematisiert wesentliche Aspekte der Paradigmenkonstruktion, aber er verbindet das mit der Absicht politischer Kritik, d. h. um das geographische Begründungsverfahren der Begrenzung von Nationalstaaten als teleologische – was es zweifellos war – und zugleich naturdeterministische Ideologie und Grund für die Paradigmenentstehung zu kennzeichnen. Aber das schlägt ihm die Möglichkeit aus der Hand, den Sinnzusammenhang dieser Teleologie zu konstruieren. Dieser schließt nämlich Naturdeterminismus aus. SCHULTZ nennt ihn deshalb „normativ“. Das ist halbwegs kompatibel mit der faktischen Teleologie, verfehlt aber die Pointe. Mit dieser Kennzeichnung in politischer Absicht bricht er die paradigmentheoretische Rekonstruktionsweise auf halbem Wege ab und mischt sie mit politi-

²³ Wilhelm von Humboldt beginnt die Schrift „Von den Grenzen des Staates“ wie folgt: „Der wahre Zweck des Menschen – nicht der, welchen die wechselnden Neigungen, sondern welchen die ewig unveränderliche Vernunft ihm vorschreibt – ist die höchste und proportionierlichste *Bildung seiner Kräfte zu einem Ganzen*. Zu dieser Bildung ist *Freiheit die erste und unerläßliche Bedingung*. Allein außer Freiheit erfordert die Entwicklung der menschlichen Kräfte noch etwas anderes, obgleich mit der Freiheit eng verbundenes: *Mannigfaltigkeit der Situationen*. Auch der freieste und unabhängigste Mensch, in einförmige Lagen versetzt, bildet sich minder aus. (...) *Durch Verbindungen also, die aus dem Inneren der Wesen entspringen, muß einer den Reichtum des andren sich eigen machen*. (...) Selbst die leblose Natur, welche nach ewig unveränderlichen Gesetzen einen immer gleichmäßigen Schritt hält, erscheint dem eingeübten Menschen eigentümlicher. Er trägt gleichsam in sich selbst in sie hinüber, und so ist es im höchsten Verstande wahr, daß jeder immer in dem Grade Fülle und Schönheit außer sich wahrnimmt, in welchem er beide im eigenen Busen bewahrt“ (VON HUMBOLDT W., 1947, S. 7-11, alle Hervorh. U. E.). Umgekehrt gilt dann auch: „(W)ohlthätiger ist es (das „was der Mensch von außen empfängt“, U. E.) ihm immer in dem Grade, in welchem es *kraftvoll und eigen in sich* ist“ (ebenda).

²⁴ Zudem hat er ihn dadurch mit einer spezifischen Wendung weiterentwickelt, die hier nicht von Bedeutung ist.

schen Ambitionen. Das führt dazu, dass die einzelnen vernünftigen Diagnosen der geographischen Gedankengänge den theoretischen Zusammenhang verlieren und sich in eine extern konstruierte Logik der Beurteilung fügen müssen: in eine Theorie der Schuld.

17 Erneut über die Trennung von Fragen und über das nicht Gesagte

Den teleologischen Aspekt des Weltplans (vgl. SCHULTZ 2005, S. 8 ff.) hebt SCHULTZ immer dann als Einheit von Sollen und Sein bzw. Naturplan und Freiheit hervor²⁵, wenn die politische Kritik an der Nationalstaatsidee der Staatengeographie geübt und auf die Länderkunde übertragen wird. Er folgert: In der *Überhöhung* der geographisch gefassten Anpassungsproblematik (Rolle der *äußeren* Natur bei der Bewahrung der *inneren* Natur der Völker) zur Vorstellung der historischen Erfüllung einer natürlichen Vorsehung weißt die Geographie – durch die Formel „Land = Volk = Staat“ (SCHULTZ 2000, S. 226, 2002, 105, 2004, S. 216, 2005, S. 9) – den (wenngleich etwas aufgeweichten) Anteil an Naturdeterminismus auf, der ihr politisch zum Verhängnis wurde. Das führt aber zu dem Widerspruch, dass in derjenigen Version, in der jenes Sendungsbewusstsein als Sensibilität bei der Landnahme auftaucht (Determinismusversion 1), gerade *nicht* die Naturumgebung bestimmend wirken sollte; hier wirkte eher der Weltgeist. Stattdessen war der Naturdeterminismus der Version 2 (Völker in Hohlformen eingeknetet) vorbehalten. Dort wird aber eher das Thema angesprochen, dass und wie sich die Volksgruppen an ihr Land und aneinander gewöhnen; Sendung und Weltgeschichte sind nicht wichtig. Trotzdem kann SCHULTZ zu Recht auf seiner Argumentation bestehen. Das liegt daran, dass auf jener höheren Ebene Weltgeist und Natur zusammenfallen und die Geographie ihrem Paradigma gemäß die Natur hervorhebt.

Das Problem besteht darin, dass jene Überhöhung der Natur zum Weltplan zunächst gar nichts mit der Frage nach Naturbestimmung oder aber keiner Naturbestimmung im Sinne der Adaptionsproblematik zu tun hat. Die beiden Fragen müssten getrennt werden. Der Begriff des Naturplanes ist eine ganz normale Säkularisationserscheinung der Moderne. Zuvor war der Naturplan der Plan Gottes gewesen. Bei Herder oder Ritter (und natürlich auch bei vielen Gründerfiguren der Geographie und ihren ersten Nachfolgern) war diese Überhöhung eine aus dem christlich-humanistischen Erbe zwingend folgende (konservative) Weltsicht, die ja dann auch aus erfahrungswissenschaftlicher Perspektive bald kritisiert wurde. SCHULTZ weiß und schreibt all das, aber er schließt die Fragestellungen (Teleologie einerseits, Naturdeterminismus andererseits) kurz, um das Gewicht seiner politischen Kritik am normativen Determinismus zu verstärken. Dieser ist dann nicht nur eine empirisch vertretene Hypothese, sondern die Konsequenz wird sichtbar, dass die Unfreiheit und Ungleichheit der Menschen auch noch als höheres Prinzip legitimiert wird. Das macht die Verfehlung gravierender und wertet die politische Kritik daran auf. Ideologiekritisch gesehen ist das ein vernünftiges Vorgehen, denn die Geographen verfahren genau so kurzschlüssig, wie SCHULTZ es vorführt. Aber wie das Paradigma „arbeitet“, das sie so verfahren lässt, verschwindet unter dem Schleier umfangreicher Zitate, die die teleologische Auflösung der Ambivalenz in gefährlichem Nationalismus dokumentieren sollen.

Aus aufgeklärter (mechanisch-materialistischer) und liberaler (empiristischer) Perspektive war diese teleologisch-naturalistische Weltsicht inakzeptabel. Sie ist zwar eine für viele Objekte und Sachverhalte unausweichliche, gleichwohl aber mit unbeweisbaren Hypothesen verbundene Beobachtungshaltung (vgl. KANT 1968, auch EISEL 2002). Im Übergang von Geschichtsphilosophie zu empirischer Wissenschaft musste daher die Geographie vor allem auf Gottes Ratschluss verzichten. Aber die ideographische Perspektive zwang sie gewissermaßen zu dem, wovon sie sich distanzieren musste²⁶: zur

²⁵ In dieser Parallelisierung ist bereits eine kategorielle Unsauberkeit zu erkennen.

²⁶ Zum gleichen Problem in der Ökologie in Verbindung mit dem Grundbegriff „Leben“ EISEL 2002, vgl. auch CHEUNG 2000.

Teleologie – mit oder ohne Gott. Denn der Individualitätsbegriff, der den strukturierenden Untergrund ihres Paradigmas abgab, ist am Ideal einer nach Vollkommenheit strebenden Höherentwicklung orientiert. Übertragen auf viele Kulturen in vielen Gegenden der Erde kann das auf nichts anderes hinauslaufen als darauf, dass Völker kraftvoll einen zu ihnen passenden, natürlichen Rahmen gestalten: nach außen eine Harmonie mit der Umgebung anstreben (adaptiv und grenzräumlich), nach innen in differenzierter Einigkeit. Unter geographischer Perspektive ergeben sich zwei Folgerungen:

1. Die *Begrenzung* der Handlungsmöglichkeiten (Possibilismus) wird betrachtet. Die Sicht ist teleologisch, denn die Handelnden „bewähren“ sich an der Natur.

2. Die dem Gesamtentwicklungsprozess auf der Erde durch eben diese Erde *vorgegebenen* Strukturen werden als wirksame Bedingungen für menschliche Entscheidungen und kulturelle Entwicklungen betrachtet. Das Zweite ist identisch mit dem Ersten. Jene Handlungsgrenzen werden jedoch auf den Adaptionsvorgang insgesamt (Mensch-Natur-Verhältnis) bezogen; hier wird dann geschichtsphilosophisch ausgesagt, dass gebundene Freiheit das bestimmende Prinzip ist. Demgegenüber sind die vorgegebenen Strukturen eben jene Ordnungsmuster, die auf den Telos, welcher in der (idiographisch gedachten) Anpassung enthalten ist, einwirken; das ist der geographische Aspekt jener Geschichtsphilosophie. Aus dem Zweiten ergibt sich das geographische „Grenzproblem“. Zieht man all das zusammen, so „leitet“ dann unversehens die „Allmutter“ (Maull) Natur (vgl. geographische Belege in SCHULTZ 1998, S. 133, 2002, 2004, 2005) die Völker, die Geschichte usw., und SCHULTZ zeichnet unter der kritischen Perspektive wiederum zu Recht die geographische Verbindung der beiden Problemlagen nach. Aber es bleibt unklar, wieso das paradigmatisch sinnvoll ist, weil es im Raster politischer Kritik nur als eine Antiquiertheit und latente Gefahr erscheint.

Paradigmatisch sinnvoll ist es, weil die Bewährungstheorie (Ebene Anpassung/Possibilismus) teleologisch und Gott weggefallen ist. Dann kann es nur noch der Naturplan sein, der erfüllt wird. Also ist genau das, was als Indiz für den Anteil Naturdeterminismus stark gemacht wird (Naturplan als Begrenzungsangebot an die Völker), das, was ihm entgegensteht (Naturplan als *Bewährungshilfe* für den fixen Volkscharakter). Denn der Naturplan verlangt den Völkern die Bewährung ihres natürlichen Potenzials ab. Das ist keine Determination, und die Teleologie der Verschmelzung mit dem Weltgeist bezieht sich auf die natürlichen Möglichkeiten der Völker und den Endzweck ihrer geschichtlichen Taten. Ein „weicher“ Determinismus ist das insofern, als die Natur nicht gar keine Rolle spielt. Was das bedeutet, erkennt man aber nur, wenn man es in seiner Gegnerschaft zum lamarckistischen (und darwinistischen) Anpassungsbegriff rekonstruiert hat. Wenn man das dann verstanden hat, bemerkt man, dass es nicht mehr sinnvoll ist, ohne diese Differenzierungen über Naturdeterminismus zu sprechen und sich mit der Frage nach Graden der Abhängigkeit des Menschen von der Natur abzuplagen. Denn es ist kein Problem der Quantität, sondern eines der Art und Weise, wie sie begriffen wird.

Insofern „erschließen“ nicht das eine Mal die Völker den „Sinn“ der Erdräume (SCHULTZ 2005, S. 8), und diese Interpretation steht für die possibilistische Tendenz der Geographie, und das andere Mal „schuf“ sich das Land sein Volk selbst (ebenda), und diese Variante steht für die naturdeterministische Tendenz der Geographen. Dass die beiden Tendenzen auch noch in einer Theorie weltgeschichtlicher Sendung der Natur überhöht werden, beweist denn auch nicht den Naturdeterminismus eines Faches, das sich mit überhöhten normativen Ansprüchen der Natur hilflos aus der Ambivalenz zu befreien sucht.

Vielmehr stellt sich das Problem ganz anders: Unter welchen Bedingungen ist diese zweiseitige Bestimmung einschließlich und gerade wegen der welthistorischen Anmaßung konsistent? Die Antwort: Das idiographische Weltbild zwingt die Geographie, Freiheit als Ausgestaltung einer Bindung an Gesetze zu denken. Damit geht die teleologische Vorstellung notwendig einher, dass Entwicklung an einem Endzweck orientiert ist. Die Endphase solcher Entwicklungen hat die Form der Vollkommenheit. Das ist eine vorbestimmte Harmonie zwischen den Antrieben der Entwicklung (suchende Völker)

und vorgefundenen Gesetzen (Raumausstattung der Erde) als Schöpfung Gottes (vgl. die Bezüge zur Monadologie von Leibniz in EISEL 2007a, vgl. auch 1991).

Fällt der göttliche Wille weg, weil das erfahrungswissenschaftliche Methodenideal ihn nicht zulässt, ist das Abstraktum „Natur“ die gesetzgebende Instanz. Sie hat als Erde eine räumliche Ordnung. Diese Ordnung bildet den Rahmen für die Möglichkeiten der Völker, *ihren Charakter zu finden*; so lautet die Bewährungs-idee unter der umgekehrten Perspektive, nämlich der geographischen Perspektive eines „Beitrags“ der Erdräume zur Entwicklung von Kultur. Die erdräumlichen Gesetzmäßigkeiten „veranlassen“ in ihren Besonderheiten die *festliegenden* Möglichkeiten von Völkern, Stämmen, Menschen, sich zu „zeigen“. Insofern kann da etwas mehr oder weniger gut „passen“, können „Wahlverwandtschaften“ auftreten, und es wird Zeit vergehen, bis alles an seinem Platz ist. Das wäre bei einer strikt kausalen Determinationsvorstellung gar keine sinnvolle Annahme – wie SCHULTZ selbst mehrfach konstatiert (z. B. SCHULTZ 2000a, S. 59, 2002, S. 104, 2005, S. 10).

Handlungsspielräume für die Freiheit des Menschen sind in dieser idiographischen Konstruktion von Natureinfluss kein theoretisches Ärgernis, sondern eine Voraussetzung für ihren Sinnzusammenhang, gerade weil das „Wesen“ der Menschen und Völker *fest* liegt *und* die Natur wie ein großer Plan wirkt durch ihre vorgegebene Architektur der Erde. Nur wenn zwei festliegende Bedingungen im Verhältnis von Freiheit und Gesetz (oder Möglichkeit und Notwendigkeit) aufeinander treffen und einer *Un-Teilbarkeit* angehören, kann Entwicklung so gedacht werden, wie die beiden konkurrierenden politischen Anpassungsphilosophien (mechanisch-materialistische Aufklärung und Liberalismus) sie *nicht* denken (können): als Bewährung von Eigenart. Das ist der Ausgangspunkt. Er ist positiv durch die christlich-humanistische Geschichtsphilosophie vorbereitet, und von der Geographie wird er exakt und wortreich unter Betonung einer der beiden Seiten eingenommen. Bestimmt man Freiheit nicht in dieser humanistischen Tradition idiographisch, kommt das heraus, was dem Paradigma zufolge eine falsche Welt hervorbringt: Willkür (vgl. bei SCHULTZ 1998, S. 140, 2000a, S. 78). Das folgt aber nicht daraus, dass „das *Normative* nicht beim Menschen, sondern in der (konkreten) Natur selbst liegt“ (SCHULTZ 1998, S. 140, vgl. auch 2000a, S. 78). Vielmehr liegt es an einer ganz anderen Problemkonstruktion mit Tendenz zur gegenteiligen Begründung: daran, wie das Anpassungs-Loslösungs-Paradox den teleologischen Individualitätsbegriff thematisiert und der Begriff der Vollkommenheit das Paradox unschädlich macht. Dass Penck formuliert, die Natur sei auf Dauer stärker als der Mensch (vgl. SCHULTZ 2002, S. 110, 2005, S. 10, sinngemäß 2004, S. 215 f.), belegt somit nicht eine naturdeterministische Position. SCHULTZ sagt das auch nicht an dieser Stelle, sondern zeigt völlig richtig, dass mit solchen Argumenten die politische Legitimation von Angriffskriegen vorbereitet wurde; darum geht es ihm. Zugleich entsteht ein Fehler durch das, was *nicht* gesagt wird. Denn dieses Zitat (wie viele andere dem oben angeführten analoge, die im Rahmen der ideologischen Legitimationsproblematik durch SCHULTZ vorgeführt werden) *suggeriert* einen Zusammenhang zwischen solcher Legitimation und Naturdeterminismus – zumal dieser Zusammenhang an anderen Stellen von SCHULTZ explizit bestärkt wird.²⁷

So entsteht – bei aller vernünftigen *politischen* Kritik – ein *theoretischer* Fehler durch die Fixierung auf politische Kritik. An der Stelle, an welcher der Natureinfluss auf Staatsgründungen, ein Einfluss, den die Geographen ins Auge fassen, deutlich als Naturanpassung herausgestellt wird, müsste präzise darüber geredet werden, was dieser naturdeterministische Klang der Worte *nicht* bedeutet, statt mehrere verschiedene Determinationsformen und Sorten von Naturdetermination zu kreieren, die jeweils plausibel deskriptiv den verschiedenen paradoxen Aspekten des Paradigmas angepasst sind, es aber nur nachbilden, nicht verständlich machen. So würde deutlich, dass jene ideologischen Legitimationen im Rahmen des *Gegenteils* von Naturdeterminismus Sinn erhalten und *gegen* diesen verfasst wurden. Das würde dann auch einige politische Verwirrung auflösen, zumindest auf notorische Dauerverwirrungen in der allgemeinen Diskussion über Naturdeterminismus ein Licht werfen.

²⁷ Vgl. oben Anm. 22.

Die klassische geographische Theorie ist also in keiner Weise „abwegig-skuril“ (SCHULTZ 2005, S. 7). Sie ist die Anwendung des humanistischen Individualitätsbegriffs auf die räumlichen Aspekte von Anpassung und dies unter Betonung der Rolle der äußerlichen Anpassungsbedingungen für eine gelungene Entwicklung. Was eine gelungene Entwicklung ist, ergibt sich aus jenem Weltbild und ist konform mit den Grundlagen modernen konservativen Politikverständnisses. Die Wahl einer der theoretisch anders konstruierten politischen Alternativen wäre möglich gewesen und wurde sicherlich vereinzelt getroffen.

18 Ratzel revisited: Synökologische Geographie

Die possibilistische Phase der Geographie kehrt somit nicht etwa den alten Naturdeterminismus (vor allem von Friedrich RATZEL) um, sondern spiegelt die Verschärfung einer politischen Problemstellung im konstant gebliebenen, aber mit weiteren Implikationen explizit angereicherten Paradigma. Das hat zwei Aspekte:

Erstens wurden konform mit der realen Dynamik des imperialistischen Europa und Amerika am humanistischen Kultur- und Landbegriff von Herder nicht mehr so sehr die Abgeschlossenheit und Differenz, die Qualität des Einmaligen betont, also all das, was Herder dem Begriff der Monade analog konzipiert hatte. Stattdessen wurde die Vorstellung der Bewährung von Eigenart nun fasziniert in den Dienst des Fortschritts gestellt. Das ergab eine paradoxe Konstruktion: Wenn räumliche Anpassung eine Entwicklung sein soll, die auf der räumlichen Ebene eine Höherentwicklung darstellt, dann kann sie nur aus Sukzession bestehen, gewissermaßen aus Raumgewinn. Die *Bindung* an den Raum bestand dann *in Expansion*. Das folgte als theoretische Spiegelung nicht nur der Wirklichkeit der nationalstaatlich organisierten kapitalistischen Ökonomie, sondern passte auch zu den ideellen Grundlagen völkischen Politikverständnisses.

Das ist der zweite Aspekt: Die Länder waren räumlich-ganzheitliche „Individuen“ mit Freiheitsgraden des Handelns der in ihnen lebenden Gemeinschaften. Was der gewählte räumliche Standort bedeutete, ergab sich aus der im Volkscharakter angelegten Entwicklungskraft der Lebensgemeinschaften. Sie folgten ihrem umgebenden „Klima“, wenn und indem sich ihre Individuen so zusammenschlossen, dass sie als *Gemeinschaft* unter Beachtung der aus diesem Klima folgenden Besonderheiten *unabhängig* von den Zwängen wurden, welche die Standorteigenschaften gegenüber dem *Einzelnen* darstellen; und *vernünftig* nutzten sie diese Faktoren, wenn sie ihre *Unabhängigkeit* nicht abstrakt als universelles Naturbeherrschungsprinzip zu verwirklichen suchten, sondern zur lokalen Höherentwicklung der *Ganzheit*. Nur so war Anpassung, ohne blasphemische Willkür, identisch mit Fortschritt zu bewältigen. Vertreten wird eine solche Ganzheit durch den „organischen Staat“.

Die Idee der Unabhängigkeit der Lebensgemeinschaft als ganzer gegenüber den räumlichen Standortfaktoren, vorgestellt als Steigerung der Entwicklungsmöglichkeiten für jedes Individuum, hat zur Folge, dass einerseits die Ausbreitung von Mitgliedern dieser Gemeinschaft in umliegende (ebenfalls von Lebensgemeinschaften besetzte) Räume als zwangsläufig gilt. Entwicklung ist gewissermaßen ein Raumgewinn der Prinzipien des Endzustandes, wenn Standort*unabhängigkeit* ein Gradmesser für die Vollkommenheit des Ganzen ist. Andererseits sind – in komplementärer Sichtweise – solche Sukzessionen als von außen erfolgende Interventionen in die eigene Gemeinschaft gleichfalls zwangsläufig; beide Seiten sind ein identischer Prozess. Die Vorboten einer fremden Vergesellschaftung sind jedoch unproblematisch und willkommen, solange sie sich in die vorhandene Logik der Steigerung von räumlicher Standortunabhängigkeit einfügen. Sie bereichern dann die Vielfalt der vorrangigen Eigenart und stabilisieren sie (vgl. EISEL 1993 sowie 2003).

Umgekehrt lässt sich an der Kombination von Integrationsfähigkeit gegenüber Fremden und eigener Durchsetzungs- und Überformungskraft gegenüber Nachbargemeinschaften eine objektive Vorrangberechtigung hinsichtlich einer ganzen Klimazone ableiten. Hier ist eine Wertung im Theoriekonstrukt strukturell enthalten. Das liegt am Urbild: Individualität ist nicht nur formal auf den Endzweck der Vollkommenheit bezogen, sondern das ist die Form der Erfüllung eines moralischen Auftrags: dem absoluten Guten eine spezifische Wirklichkeit zu geben. Darin begründet sich die Existenzberechtigung bewusster Wesen. Blickt man zurück, nach einem „erfüllten Leben“, bestätigt sich das Anrecht auf allgemeine Geltung. Vollkommenheit umfasst eben Inhalt und Form: Sie ist die Form der Einheit des Guten, Wahren und Schönen. Daher drückt sich unter der Vollkommenheitsperspektive jeder Zustand in einer Skala der Stellung zum Absoluten aus.²⁸ Entwicklungen und Leistungen sind nicht einfach faktisch oder im Einzelnen nützlich, sondern objektiv mehr oder weniger hochwertig.

In der räumlichen Geschichtsphilosophie wirkt die gleiche Teleologie: Die Ganzheit, die am erfolgreichsten wertvolle Fremdeinflüsse integriert und das dem eigenen Entwicklungscharakter grundsätzlich Fremde blockiert und damit zunehmend den Raum des potenziellen Endzustands ausweitet, ist im Nachhinein besehen nicht nur Sieger, sondern auch historisch im Recht, *weil* am erfolgreichsten. Denn wenn ein Endzweck der Entwicklung vorgegeben ist – und das ist im Rahmen der humanistischen Idee der Individualität unausweichlich –, kann die erfolgreiche Annäherung an den idealen Endzustand, der mit einer sukzessiven Ausweitung des Anpassungsraumes einer sich entwickelnden individuellen Ganzheit einhergeht, nur rechtens und historisch vernünftig sein. Ein (Volks- oder Staats-)Organismus hat sich dann gesund entwickelt. Referenzsystem ist die offensichtliche Kongruenz zwischen Klimazone – Klima im engeren Sinne gemeint – und gerade dieser erfolgreichen Lebensgemeinschaft. Gleichzeitig ist die Tendenz zwingend, den Typus und Entwicklungsstand der eigenen Kultur und des eigenen Nationalcharakters so zu stilisieren, dass beides als am fortgeschrittensten auf dem Weg zum Endzustand einer dem Wesen des Menschen angemessenen Weltgesellschaft erscheint. Siege im sukzessiven Raumgewinn dieser Kultur belegen dann – zirkulär – diese Sichtweise und Stilisierung.

Ich habe nun die geopolitische Grundlage konservativer völkischer Politik und zugleich die biologische Monoklimaxtheorie formuliert.²⁹ In dieser Theorie wird die so genannte synökologische Phase der Ökologie, die zeitgleich mit dem geographischen Possibilismus auftauchte, radikal auf den Punkt gebracht. In ihr wandte sich eine wichtige Traditionslinie der Ökologie von der so genannten Autökologie ab, derzufolge Anpassung eine definitive Anhängigkeit der Arten von spezifischen Raumausstattungen wie Gestein, Sonneneinstrahlung, Hangneigung, Wasserhaushalt usw. bezeichnet. Eine Art hat gewissermaßen das Bedürfnis z. B. nach Kalk, Sonne und Nässe; dann wird sie auf schattigen, trockenen Granitstandorten nur kümmerlich oder gar nicht überleben. Eine „Gemeinschaft“ ist dann die durch diese *äußeren* Bedingungen *verursachte* Zusammenstellung von Arten an einem Ort.

Im Rahmen der holistischen Synökologie bedeutet das Wort „Standort“ demgegenüber die Interaktionsbeziehung der Individuen von Arten in einer Lebensgemeinschaft, die jene autökologische Abhängigkeit *überwindet* (vgl. ausführlicher EISEL 1997, S. 128-133, 2005, allgemein TREPL 1987). Der Ort der Anpassung ist als *funktionale Interaktionsbeziehung* der Individuen von Arten definiert, d. h. losgelöst von einer objektiven Raumausstattung, wenn es um die Entwicklungsmöglichkeiten dieser Arten geht. Zugleich hat sich die Ebene der Definition von Individualität verschoben. Individuen sind die Lebensgemeinschaften als Ganze. Sie werden „Superorganismen“ genannt. Die „Umwelt“ eines Einzelwesens ist das, was die „Gesellschaft“ der Arten an einer Erdstelle aufgrund der Interaktionsmöglichkeiten, die sich aus den in jeder Art festliegenden Entwicklungsmöglichkeiten ergeben, aus den abiotischen Faktoren der Erdstelle macht. Dieser biologische „Possibilismus“ ist konform mit der Struktur des humanistischen Individualitätsbegriffs und dem monadologischen System von Leibniz.

²⁸ Vgl. oben Anm. 20.

²⁹ Zu einer ausführlicheren, wenn auch leicht abweichenden Darstellung der Verbindung der Monoklimaxtheorie mit dem völkischen Rassismus vgl. EISEL 1993.

Enthalten war er im umgebenden Zeitgeist der völkischen Politik. Er wurde in der Philosophie als holistischer Vitalismus und in der Biologie als organismische Synökologie ausformuliert.

So ist es nicht verwunderlich und auch nicht ambivalent (im Sinne von tendenziell unentschieden), wenn die Geographie im entsprechenden Zeitraum ihr Paradigma gewissermaßen ökologisch im Sinne dieser Variante von Ökologie ausreizt. Der humanistische Individualitätsbegriff trägt diese Tendenz ohne weiteres und lässt sie natürlich auch früher schon da und dort durchschimmern. Die einschlägigen Zitate von SCHULTZ über den Primat von „Mensch“ und „Volk“ in der entwicklungsfördernden Nutzung von „Boden“ und „Raum“ bei gleichzeitiger Relevanz des Lebensraumes für die gelingende Ausdifferenzierung der Welt und die harmonische Staatenbildung sowie über das natürliche Wachstumsstreben von „Räumen“ zeigen dies (vgl. SCHULTZ 1997, S. 193-228, 1998, S. 130 f., 136 f., 139 f., 2002, S. 104, 112, 120, 2005, S. 11 f.).

Dass auf Basis einer Klimaxvorstellung von Kulturentwicklung Völker innerhalb der „falschen“ Klimazone auch „verkümmern“ konnten, widerspricht nicht der Sendung der von den inneren Möglichkeiten her allen anderen Kulturen weit Überlegenen und damit nicht dem Gewicht der subjektiven Möglichkeiten bei der Anpassung. Denn – und das ist gerade die geographische Seite der Pointe – die äußeren Umstände beeinflussen lediglich die Intensität und Vielfalt des Bewährungsdrangs, während sie das Wesen der geschichtlich Handelnden keinesfalls prägen.³⁰

Die Zuspitzung der synökologischen Tendenz hatte ich seinerzeit (EISEL 1980) in ihrer Abwehrhaltung gegenüber jeglichem Naturdeterminismus vorrangig als Spiegelung der innenpolitischen Praxis der Industrienationen in RATZELS Theorie interpretiert, statt wie nun – „internalistisch“ – als kongruent mit der Monoklimaxtheorie und ihrer Übertragung des mit dem Individualitätsbegriff einhergehenden Entwicklungsgedankens auf das Leben, das als räumliche Bezirke eines Zusammenlebens gedacht wird, welches die Determination durch den Raum überwindet. RATZEL hat diese Seite des geographischen Paradigmas als theoretisches Projekt zur Begründung der Anthropogeographie entwickelt – die er übrigens als Teil der Biogeographie gesehen hat; der Theoretiker, auf den er seine Wanderungstheorie zurückführte, Moritz Wagner, war ein Biologe, der mit einer Theorie der räumlichen Ausbreitung des Lebens den Darwinismus (kontingente Freiheit; nicht-teleologische Entwicklung) angriff. Meine Interpretation von 1980 erfolgte noch im Rahmen einer unausgegorenen Vorstellung von der Struktur des Konservatismus. Das hat keinen Einfluss auf die Interpretation der Beziehungen, die ich zwischen industrieller Entwicklung, Weltmarkt und geographischer Theorie im Sinne eines „erscheinenden Bewusstseins“ hergestellt hatte. Aber die Zuordnung dieser anthropogeographischen Theorie zu einer politischen Perspektive litt unter der gleichen Undifferenziertheit, die nun SCHULTZ zur gegenteiligen politischen Zuordnung und der Diagnose des Naturdeterminismus verleitet. Dieser Fehler ist nur die Kehrseite meines Fehlers, aber keine Lösung.

RATZEL eröffnete auf seine Art mit einem Paukenschlag den Possibilismus auf der Ebene der Gewichtung der subjektiven Anteile im „räumlichen“ Geschichtsverlauf. Dass er dabei den Einfluss des Bodens als Entwicklungsfaktor und räumliche Ordnungsmacht betonte, gehört zur *geographischen* Meta-

³⁰ Nachfolgend eine (unvollständige) Liste von Textstellen bei SCHULTZ, in denen synökologische (d. h. „idiographische“) oder monoklimaxtheoretische Metaphern und/oder Argumentationsfiguren der Geographie deutlich werden. Gerade dann, wenn Anpassung ganz vom Menschen/Volk her proklamiert wird, Fortschritt ebenso wie Beherrschung und „Unterwerfung“ der Natur gefeiert wird und zugleich das Gewicht der Realität einer räumlichen Einheit von Natur und Boden einerseits und geschichtlichen Handelns andererseits als Naturplan betont wird, also SCHULTZ zufolge das „problemvoll-ambivalente“ „Hin und Her“ stattfindet, liegt nicht eine widerspruchsvolle Orientierung an Fortschritt im Sinne eines offenen Prozesses vor, sondern die konsistente „idiographische“ (teleologische) konservative Orientierung an der Vollkommenheit der Einheit von Entwicklungsgeschichte und Erdräum. Vgl. SCHULTZ 1993, S. 27 f., 34, 36-39, 1997, S. 192 f., 226, 247 f., 253, 266 f., 269 f., 273, 1998, S. 136, 138, 140 f., 1998a, S. 88 f., 92, 104 ff., 2000, S. 226, 232, 2000a, S. 44, 49, 69 f., 73 f., 2002, S. 94, 96 f., 104 f., 107 f., 111 ff., 120, 133 f., 2004, S. 219, 2005, S. 4, 9.

phorik der Logik des holistischen synökologischen Denkens, eines Denkens, welches das idiographische Paradigma radikal auf den Begriff bringt. Es muss unter diesen geschichtsphilosophischen Voraussetzungen das Primat der Handlungsfreiheit als eine Art sukzessiver Verwurzelungserfolg gedacht werden. Bodenabhängigkeit und „wachsende Räume“ fallen zusammen, weil der Boden den Anpassungserfolg nicht bestimmt; vielmehr sind beide das *Ergebnis* des Zusammenlebens im Staat: „Die Geographie legt das Hauptgewicht auf die Eigenschaften des Gebietes, *die aus dem Leben des Staatsorganismus hervorgehen*“ (RATZEL 1941, S. 127, Hervorh. U. E.).³¹ Damit gilt: „Lage ist nicht Schicksal (...). Lage ist Aufgabe“, wie SCHULTZ den Expansionismus der Geographie polemisch kolportiert (SCHULTZ 1993, S. 39, Auslassung U. E.).³² Entwickelt sich das kulturelle Leben eines Volkes und Staates ständig höher, dann „wachsen“ unter geographischer Perspektive „Räume“, weil die verschiedenen funktional bestimmten gesellschaftlichen „Superorganismen“ sich einem gemeinschaftlichen Endziel annähern; dadurch breiten sich höherwertige Entwicklungszustände sukzessive aus. Das ist synökologisch und im Sinne der Monoklimaxtheorie zwingend; und es ist die geographische Seite der Gesetze des Lebens, wenn Leben als Beziehung zwischen Individuum und Umwelt angesehen wird.

19 Über die Logik der Teleologie und das Verstehen von Paradigmen

Das, was SCHULTZ „normativen Determinismus“ nennt, ist der Possibilismus aus der Perspektive der Natur formuliert. Diese Übereinstimmung von menschlicher Freiheit, historischer Notwendigkeit und natürlichen Gesetzen, die SCHULTZ auch im Rahmen der Darstellung der „Wahlverwandtschaften“ von Ländern und Völkern oder als Kurzschluss zwischen Freiheit und Notwendigkeit bei RATZEL kritisiert, ist zunächst weniger eine Art politischer Trick, wie es bei SCHULTZ atmosphärisch anklingt (SCHULTZ 1998, S. 140, 2000a, S. 78), wiewohl es natürlich faktisch darauf hinausläuft. Vielmehr folgt sie aus der Struktur zweiwertigen Denkens: Wenn Position (z. B. Naturgesetz) und Negation (z. B. Freiheit) sich definitionsgemäß ausschließen (ontologische Ebene), aber dennoch als Determinanten Geltung behalten sollen, das „ausgeschlossene Dritte“ aber ebenfalls gelten soll, damit Entscheidbarkeit gewährleistet bleibt, dann verlagert sich diese „proto-logische“ Polarisierung der ontologischen Ebene auf die logische (semantische) Ebene. Die Positionen erhalten Wahrheits-Wert: wahr/falsch. Und sie erhalten moralischen Wert: gut/schlecht.

So kann und muss nun z. B. die Handlungsfreiheit danach beurteilt werden, ob sie richtige oder falsche Entscheidungen mit guten oder schlechten Folgen hervorbringt. Das binäre Muster von Position und Negation wird auf der durch es in der gleichen binären Form erzeugten logischen Ebene moralisch aufgeladen. Die Konstellation und Problematik in der klassischen Geographie, dass die logische Ebene nun wieder mit ihrer proto-logischen Voraussetzung konfrontiert wird, d. h., dass Position (Naturgesetz) und Negation (Freiheit) *gleichermaßen* berücksichtigt werden sollen, weil es als wahr (und richtig) gelten *soll*, dass sie – obwohl sich ausschließend – gleichermaßen wirken, kann im „nomothetischen“ „naturdeterministischen“ Denken gar nicht entstehen. Dort gilt entweder das Prinzip der Freiheit/Kontingenz (Darwinismus), und das hat den Rang eines Naturzustands, oder es gilt das Prinzip der kausalen Gesetzmäßigkeit (physiologischer Funktionalismus; Lamarckismus), das den Status eines

³¹ Eine neuerliche und leicht verschobene Interpretation von RATZEL behalte ich mir vor. Weitere Differenzierungen würden hier zu weit führen.

³² Angesichts dessen entbehrt das Resümee von SCHULTZ, das er in mehreren Texten zieht, nicht der Ironie, auch wenn es nicht expansionistisch gemeint ist, sondern politisch-antinaturdeterministisch. Aber das Paradigma ist kein anderes als das der klassischen Geographie. Zum Beispiel in SCHULTZ 2004: „Heute wird dagegen allgemein akzeptiert: Räume sind nicht, Räume werden gemacht!“ (S. 224). Das spricht nicht gegen SCHULTZ, sondern für eine gewisse Schuldlosigkeit der Geographen, die brav ihr humanistisches Erbe verwalteten und nun von SCHULTZ dafür gescholten werden, obwohl er selbst nichts anderes vorschlägt.

Gesetzes der freien Entfaltung von Notwendigkeiten hat. In beiden Fällen ist nicht das eine jeweils „Ausdruck“ des anderen in einer Doppelbestimmung, die als solche das Wesentliche ausmacht.

Erst unter der Bewährungsperspektive kann und muss man von einer doppelten Determination ausgehen; sie folgt aus der Gegnerschaft zu den andern beiden Möglichkeiten. Die sollen vermieden werden. Deshalb tritt das „ausgeschlossene Dritte“ in Aktion, und diese dritte Möglichkeit ist nicht an den Satz vom Widerspruch gebunden. Alle „hermeneutischen“ und „dialektischen“ Theorien, d. h., alle so genannten verstehenden Wissenschaften, folgen diesem Prinzip. Auf dieser Denkweise beruht die nicht-naturdeterministische Variante von Anpassung. Sie ist genau umgekehrt zur logischen (und „nomothetischen“) begründet: Aus der theologischen Perspektive (moralisches/logisches Verhältnis: Gerechter – Sünder) ist das logisch gesehen (ausgeschlossene) „Dritte“ selbst die ontologische *Position* (Individualität als Doppelbestimmung) mit logischer und moralischer Geltung (Wahrheit/Güte). Dem steht die ontologische Negation gegenüber: Das ist die falsche/böse Sünde. Das logisch *nunmehr* ausgeschlossene Dritte ist dann – umgekehrt – jeder denkbare Zustand der Nicht-Doppelbestimmung, also gesetzlose Freiheit oder ungnädige Gesetzestreue;³³ es fällt mit der ontologischen Negation zusammen.

Vor diesem Hintergrund wird der normative Aspekt des Natureinflusses verständlich. Er ist nicht naturdeterministisch, sondern eine Folge der logischen Zusammenhänge zwischen dem Individualitäts- und dem Vollkommenheitsbegriff, einer Begriffskonstruktion, die gerade das, was unter logischer Perspektive getrennt werden müsste, nämlich das einzelne Ereignis und das allgemeine Gesetz, als *Einheit* und wechselseitiges *Ausdrucksgeschehen* in einem Zweckzusammenhang zu denken gebietet. Die „Unteilbarkeit“ von Freiheit und Gesetz in einer humanistischen Kultur, d. h. die Unteilbarkeit von Altem und Neuem Testament in der *einen* Bibel, enthält in der damit verbundenen Entwicklungsvorstellung (für Menschen oder Völker/Kulturen) bereits eine Wertung, denn diese Entwicklungseinheit ist immer von ihrem Endzweck her bestimmt: als einzelnes Wesen dem Absoluten gerecht zu werden. Deshalb erklärt sich das Paradigma aus dem Begriff der normativen Natur (einschließlich all der anderen weichen Naturdeterminationsvarianten) nur dann, wenn man mit dem Begriff der gebundenen oder auch bedingten Freiheit einen Hintergrund aufbaut, der den Sinn dieser „Naturdeterminationen“ erschließt und auf einen Nenner bringt: Das klassische geographische Paradigma ist nicht logisch, sondern teleologisch, und das ist schon alles.³⁴ Das ist die Grundlage des Possibilismus und des Konservatismus.

³³ Vgl. oben S. (S. 13 f.) die Gründe für diese ausgeschlossene Umkehrung auf der theologischen Ebene.

³⁴ So kann ich auch nicht sehen, dass die „Dialektik des Wechselspiels zwischen modernen und vormodernen Leitbildern in der Geographie noch geschrieben werden muß“ (SCHULTZ 1993a, S. 118, Zitat umgestellt). SCHULTZ stellt einer banalen Zivilisationskritik (von Hansen) ein flammendes Plädoyer für die Fabrikarbeit (von Tischendorf) gegenüber, um die „Ungleichzeitigkeit“ gleichzeitiger „Leitvorstellungen“ zu dokumentieren (ebenda, S. 118). Wenn man aber bedenkt, was Ernst JÜNGER über den Arbeiter schreibt, dann passt das Fortschrittsverständnis der Antimoderne ganz gut zu dem, was Walter DARRÉ unter Bauerntum und Bodenbindung verstanden hat. „Und doch ist, ebenso wie die Aufklärung tiefer als Aufklärung ist, auch der Fortschritt nicht ohne Hintergrund. (...) Es gibt einen Rausch der Erkenntnis, der mehr als logischen Ursprungs ist, und es gibt einen Stolz auf technische Errungenschaften, auf den Antritt der schrankenlosen Herrschaft über den Raum, der eine Ahnung besitzt vom geheimsten Willen zur Macht, dem all dies nur eine Rüstung für ungeahnte Kämpfe und Aufstände ist, und gerade deshalb so kostbar und einer liebevolleren Wartung bedürftig als sie noch je ein Krieger seinen Waffen zuteil werden ließ. Daher kann für uns nicht jene Haltung in Frage kommen, die dem Fortschritt die untergeordneten Mittel der romantischen Ironie entgegenzustellen sucht, und die das sichere Kennzeichen eines in seinem Kerne geschwächten Lebens ist. (...) In diesem Sinne erscheint der Arbeiter über den Ausschnitt hinaus, den ihm der Fortschritt anwies, als der Träger der heroischen Grundsubstanz, die ein neues Leben bestimmt. Wo wir diese Substanz am Werke fühlen, da sind wir dem Arbeiter nah, und wir sind Arbeiter, insofern sie zu unserem Erbteil gehört“ (JÜNGER 1932, S. 44). Eine Verherrlichung der industriellen Welt muss noch lange nichts mit einer Gegenposition zur Zivilisationskritik zu tun haben. Es kommt darauf an, unter welcher Perspektive Fortschritt anerkannt wird. „Es ergibt sich die Möglichkeit einer heiteren Anarchie, die zugleich mit einer strengsten Ordnung zusammenfällt – ein Schauspiel, wie es bereits in den großen Schlach-

Deshalb schillert das Paradigma oberflächlich gesehen logisch ambivalent und problemvoll-widersprüchlich, aber das ist ein Maßstab, um es dezent abzuurteilen, nicht um es zu verstehen. Daran ändert sich auch nichts, wenn man seine Denkfiguren und Begriffe „verständlich“ in Alltagswelt, Sprache und Kosmologie dingfest macht wie HARD. Das ist keine Hermeneutik des Sinns seiner Funktionsweise, sondern eine Subsumtion von kognitiven bzw. kulturellen Typen unter ihre Konstitutions-agenturen. Methodologisch ist das nichts anderes, als zu Erklärungszwecken fallende Körper unter das Fallgesetz zu subsumieren. Die Möglichkeit und auch der Wert, damit Aufklärung in dem Sinne zu betreiben, dass Ontologien und Hypostasierungen aufgedeckt werden, ist unbestritten. Aber einem „Paradigma“, d. h. dem Sinn seiner Metaphysik für seine Funktionsweise, kommt man damit nicht näher. Vermutlich will HARD das auch gar nicht.

Naturgemäß war die Geographie zwischen dem Aspekt ihres Paradigmas, die Entwicklungskraft der räumlichen Faktoren im Anpassungsgeschehen zu vertreten, dies aber im („synökologischen“) Rahmen eines für die mögliche „Kulturhöhe“ *festliegenden* Inneren der Kulturträger tun zu müssen, hin- und hergerissen. Das sind aber nicht zwei Pole einer inkommensurablen Doppelstrategie, sondern zwei Aspekte eines konsistenten Weltbildes, dessen Hauptanliegen es bis heute ist, die Kraft des *Sinns gegen die natürlichen Bedürfnisse* und die *egoistischen Interessen* zu verteidigen. Die Idee der Bewährung löst das Problem widerspruchsfrei – und nur diese Idee vermag das. Widerspruchsfrei bedeutet hier nicht logisch konsistent, sondern problemadäquat, und das bedeutet dann teleologisch. Natürlich wird das Konstrukt nicht so streng im Hinblick auf das, was es ausschließen soll, vertreten, sondern ist eingebunden in allerlei Argumente über die Geschichte der Rheinlande und französische Ansprüche, das „Versailler Diktat“, die Offenheit der Ostgrenzen, den Wiener Kongress usw. Das ist die empirische Oberfläche, in der das Konstrukt moralisch ausgefüllt und an den politischen Diskurs angeschlossen wird, d. h. die eigentliche Aufgabe des Faches erfüllt.

Die Grenzfrage musste zwei Lösungen haben, die aber zueinander gehören: Bei der Wahl eines Siedlungsgebietes ist es unter der Voraussetzung einer auf Selbstbewahrung ausgerichteten Mentalität vernünftig, die natürlichen Begrenzungen zu beachten. Wenn eine Gemeinschaft als Ganzheit Individualität erlangen und erhalten will, und „gesunde“ Gemeinschaften wollen genau dies im idiographischen Gedankengebäude, so wird sie feinfühlig eine ihrer Eigenart gemäße „Wohnstätte“ wählen, nicht aber *in dieser Hinsicht universelle* „Bindung“ suchen. Die Universalität liegt stattdessen in dem mit allen Gleichgesinnten vernünftig geteilten Prinzip der Individualität. Darauf richtet sich das Streben. Dann ergibt sich Vielfalt, und die stabilisiert das Weltganze. Zugleich wird genau diese Art der Vernunft all jene „synökologischen“ Entwicklungsganzheiten zur Sukzession veranlassen, weil ihr natürliches Höherentwicklungsprinzip das enthält. Sie *überwinden* (autökologische) Standortbedingungen, d. h. ihre eigene gewählte Ausgangslage. Wenn alles, was in der Moderne der Seite der gesellschaftlichen und räumlichen Vorwärts- und Aufwärtsbewegung angehörte, freudig begrüßt wurde, so bedeutete das nicht, das *Fortschrittsprinzip* sei begrüßt worden, sondern nur, dass auch das teleologische Denken Entwicklung befürwortet und die Geographie die realen Fortschritte – dann natürlich immer im Koordinatensystem konservativer Geschichtsphilosophie und Moral – einbeziehen musste. Wenn man diese Philosophie und Moral nicht versteht, lässt sie die Urteile „problemvoll-widersprüchlich“ „hin und her“ pendeln.

ten und den riesigen Städten angedeutet ist, deren Bild am Anfang unseres Jahrhunderts steht. In diesem Sinn ist der Motor nicht der Herrscher, sondern das Symbol unserer Zeit, das Sinnbild einer Macht, der Explosion und Präzision keine Gegensätze sind. Er ist das kühne Spielzeug eines Menschenschlages, der sich mit Lust in die Luft zu sprengen vermag, und der in diesem Akte noch eine Bestätigung der Ordnung erblickt“ (ebenda, S. 34). Unter der Perspektive der Bewahrung ist jene „Dialektik“, von der SCHULTZ spricht, keine „Ungleichzeitigkeit“, nicht einmal Dialektik.

Literatur

- CHEUNG, TH. (2000): Die Organisation des Lebendigen. Die Entstehung des Organismusbegriffs bei Cuvier, Leibniz und Kant. Campus Forschung Band 787, Frankfurt am Main, New York.
- EDER, K. (Hrsg.) (1973): Seminar: Die Entstehung von Klassengesellschaften. Frankfurt am Main.
- EDER, K. (1980): Die Entstehung staatlich organisierter Gesellschaften. Frankfurt am Main.
- EDER, K. (1992): Die Ambivalenz des modernen Naturverhältnisses: Ökologische Ethik und der neue Geist des Kapitalismus. In: GLAESER, B.; TEHERANI-KRÖNNER, P. (Hrsg.): Humanökologie und Kulturökologie. Opladen, S. 89-105.
- DARRÉ, R. W. (1934)⁽⁴⁾: Das Bauerntum als Lebensquell der Nordischen Rasse. München.
- EISEL, U. (1979): Paradigmenwechsel? Zur Situation der deutschen Anthropogeographie. In: SEDLACEK, P. (Hrsg.): Zur Situation der deutschen Geographie zehn Jahre nach Kiel. Osnabrücker Studien zur Geographie, Bd. 2, Osnabrück, S. 45-58.
- EISEL, U. (1980): Die Entwicklung der Anthropogeographie von einer „Raumwissenschaft“ zur Gesellschaftswissenschaft. Urbs et Regio, Kasseler Schriften zur Geografie und Planung, Band 17, Kassel.
- EISEL, U. (1984): Wissenschaft: Ein männlicher Wahrheitsmythos! Über die Verbindung der despotischen Logik der Väter mit dem nomadischen Fortschritt der Söhne. In: SCHAEFFER-HEGEL, B.; WARTMANN, B. (Hrsg.): Mythos Frau. Projektionen und Inszenierungen im Patriarchat. Berlin, S. 128-136.
- EISEL, U. (1984a): Brief an Gerburg Treusch-Dieter. In: SCHAEFFER-HEGEL, B.; WARTMANN, B. (Hrsg.): Mythos Frau. Projektionen und Inszenierungen im Patriarchat. Berlin, S. 213-229.
- EISEL, U. (1986): Die Natur der Wertform und die Wertform der Natur. Studien zu einem dialektischen Naturalismus, Berlin.
- EISEL, U. (1991): Warnung vor dem Leben. Gesellschaftstheorie als „Kritik der Politischen Biologie“. In: HASSENPLUG, D. (Hrsg.): Industrialismus und Ökoromantik. Wiesbaden, S. 159-192.
- EISEL, U. (1992): Individualität als Einheit der konkreten Natur: Das Kulturkonzept der Geographie. In: GLAESER, B., TEHERANI-KRÖNNER, P. (Hrsg.): Humanökologie und Kulturökologie. Grundlagen, Ansätze, Praxis. Opladen, S. 107-151.
- EISEL, U. (1993): Das Raumparadigma in den Umweltwissenschaften. In: Nachrichtenblatt zur Stadt- und Regionalsoziologie 8, H. 1, S. 27-39.
- EISEL, U. (1997): Triumph des Lebens. Der Sieg christlicher Wissenschaft über den Tod in Arkadien. In: EISEL, U.; SCHULTZ, H.-D. (Hrsg.): Geographisches Denken. Urbs et Regio, Kasseler Schriften zur Geographie und Planung, Band 65, Kassel, S. 39-160.
- EISEL, U. (1997a): Unbestimmte Stimmungen und bestimmte Unstimmigkeiten. Über die guten Gründe der deutschen Landschaftsarchitektur für die Abwendung von der Wissenschaft und die schlechten Gründe für ihre intellektuelle Abstinenz – mit Folgerungen für die Ausbildung in diesem Fach. In: BERNARD, St.; SATTLER, Ph. (Hrsg.): Vor der Tür. Aktuelle Landschaftsarchitektur aus Berlin. München, S. 17-33.
- EISEL, U. (2002): Das Leben ist nicht einfach wegzudenken. In: LOTZ, A.; GNÄDINGER, J. (Hrsg.): Wie kommt die Ökologie zu ihren Gegenständen? Gegenstandskonstitution und Modellierung in den ökologischen Wissenschaften. Beiträge zur Jahrestagung des Arbeitskreises Theorie in der Ökologie in der Gesellschaft für Ökologie vom 21.-23. Feb. 2001, Theorie der Ökologie, Band 7, Frankfurt am Main, S. 129-151.
- EISEL, U. (2003): Tabu Leitkultur. In: Natur und Landschaft 78, H. 9/10, Themenheft „Heimat – ein Tabu im Naturschutz?“, S. 409-417.
- EISEL, U. (2004): Politische Schubladen als theoretische Heuristik. Methodische Aspekte politischer Bedeutungsverschiebungen in Naturbildern. In: FISCHER, L. (Hrsg.): Projektionsfläche Natur.

- Zum Zusammenhang von Naturbildern und gesellschaftlichen Verhältnissen. Hamburg, S. 29-43.
- EISEL, U. (2004a): Konkreter Mensch im konkreten Raum. Individuelle Eigenart als Prinzip objektiver Geltung. In: SCHULTZ, H.-D. (Hrsg.): ¿Geographie? Teil 3 (Ergänzungsband): Antworten vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Arbeitsberichte, Geographisches Institut, Humboldt-Universität zu Berlin, Heft 100, Berlin, S. 197-210.
- EISEL, U. (2004b): Wann ist die Eigenart der Landschaft schön? Über die Nutzlosigkeit allgemeiner Vielfalt für die Landschaftserfahrung. In: SCHÖBEL, S. (Hrsg.): Aufhebungen. Urbane Landschaftsarchitektur als Aufgabe. Berlin, S. 15-37. Geringfügig verändert unter dem Titel „Landschaftliche Vielfalt mit und ohne Sinn. Über den Nutzen einer Methode in der Landschaftsplanung und im Naturschutz“. In: EISEL, U.; KÖRNER, ST. (Hrsg.) (2006): Landschaft in einer Kultur der Nachhaltigkeit, Band 1. Arbeitsberichte des Fachbereichs Architektur Stadtplanung Landschaftsplanung, Heft 163. Universität Kassel, Kassel, S. 92-119.
- EISEL, U. (2004c): Bunte Welten mit Charakter? Über ein Paradox im Naturschutz und in der politischen Diskussion. In: Politische Ökologie 92-93, S. 24-27.
- EISEL, U. (2005): Das Leben im Raum und das politische Leben von Theorien in der Ökologie. In: WEINGARTEN, M. (Hrsg.): Strukturierung von Raum und Landschaft. Konzepte in Ökologie und der Theorie gesellschaftlicher Naturverhältnisse. Münster, S. 42-62.
- EISEL, U. (2005a): Die Struktur politischer Geltung des Bürgers und die Struktur der Erfahrungswissenschaft. In: EISEL, U.; KÖRNER, S.: Die Versachlichung der Welt. Über die Rolle der Wissenschaft in der Demokratie. Textbeitrag im Internetbeitrag: Bundesamt für Naturschutz, Projekt „Landschaft als Teil einer Kultur der Nachhaltigkeit“, Tagung vom 4. bis 7. Oktober 2004: „Die Verwissenschaftlichung kultureller Qualität in der Landschaftsplanung und im Naturschutz“. Netz: www.bfn.de/fileadmin/MDB/documents/einfuehrungstext_181004.pdf Auch in EISEL, U.; KÖRNER, ST. (Hrsg.) (2006): Landschaft in einer Kultur der Nachhaltigkeit, Band 1. Arbeitsberichte des Fachbereichs Architektur Stadtplanung Landschaftsplanung, Heft 163. Universität Kassel, Kassel, S. 8-17.
- EISEL, U. (2007): Heimatliebe diesseits von rechts und links. Eine Replik auf zwei Anwälte des richtigen Lebens. In: PIECHOCKI, R.; WIERSBINSKI, N. (Hrsg.): Heimat und Naturschutz. Die Vilmer Thesen – Kritiker und Befürworter. In: Naturschutz und biologische Vielfalt, H. 47. Veröffentlichungen des Bundesamtes für Naturschutz, S. 147-193.
- EISEL, U. (2007a): Vielfalt im Naturschutz – ideengeschichtliche Wurzeln eines Begriffs. In: POTT-HAST, Th. (Hrsg.): Biodiversität – Schlüsselbegriff des Naturschutzes im 21. Jahrhundert? Erweiterte Ergebnisdokumentation einer Vilmer Sommerakademie. Naturschutz und biologische Vielfalt 48. Veröffentlichungen des Bundesamtes für Naturschutz, S.
- GREIFFENHAGEN, M. (1986): Das Dilemma des Konservatismus in Deutschland. Frankfurt am Main.
- HABERMAS, J. (1968): Technik und Wissenschaft als ‚Ideologie‘. In: Technik und Wissenschaft als ‚Ideologie‘. Frankfurt/Main, S. 48-103.
- HARD, G. (1964): Geographie als Kunst. Zur Herkunft und Kritik eines Gedankens. In: Erdkunde 18, H. 4, S. 336-341.
- HARD, G. (1965): Arkadien in Deutschland. Bemerkungen zu einem landschaftlichen Reiz. In: Die Erde 96, H.1, S. 21-42.
- HARD, G. (1969): Das Wort „Landschaft“ und sein semantischer Hof. Zu Methode und Ergebnis eines linguistischen Tests. In: Wirkendes Wort 19, H. 1, S. 3-14.
- HARD, G. (1969a): Die Diffusion der „Idee der Landschaft“. Präliminarien zu einer Geschichte der Landschaftsgeographie. In: Erdkunde 23, H. 4, S. 249-264.
- HARD, G. (1969b): „Dunstige Klarheit“. Zu Goethes Beschreibung der italienischen Landschaft. In: Die Erde 100, H. 2-4, S. 138-154.
- HARD, G. (1970): Die „Landschaft“ der Sprache und die „Landschaft“ der Geographen. Semantische und forschungslogische Studien. Colloquium Geographicum, Band 11, Bonn.

- HARD, G. (1970a): Der „Totalcharakter der Landschaft“. Re-Interpretation einiger Textstellen bei Alexander von Humboldt. In: Alexander von Humboldt. Eigene und neue Wertungen der Reisen, Arbeit und Gedankenwelt. Geographische Zeitschrift. Beihefte, Wiesbaden, S. 49-73.
- HARD, G. (1971): Über die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen. Anmerkungen zur jüngsten methodologischen Literatur in der deutschen Geographie. In: Geografiker H. 6, S. 12-24. Nachgedruckt in: HARD, G. (2002): Landschaft und Raum. Aufsätze zur Theorie der Geographie, Band 1, Osnabrücker Studien zur Geographie 22, Osnabrück, S. 155-170.
- HARD, G. (1971a): Ärger mit Kurven. In: Geographische Zeitschrift 59, H. 4, S. 277-289.
- HARD, G. (1972): „Landschaft“ – Folgerungen aus einigen Ergebnissen einer semantischen Analyse. In: Landschaft und Stadt 4, H. 3, S. 77-89.
- HARD, G. (1973): Die Geographie. Eine wissenschaftstheoretische Einführung. Berlin.
- HARD, G. (1983): Zu Begriff und Geschichte der „Natur“ in der Geographie des 19. und 20. Jahrhunderts. In: GROßKLAUS, G.; OLDEMEYER, E. (Hrsg.): Natur als Gegenwelt. Beiträge zur Kulturgeschichte der Natur. Karlsruhe, S. 139-167.
- HARD, G. (1985): Die Alltagsperspektive in der Geographie. In: ISENBERG, W. (Hrsg.): Analyse und Interpretation der Alltagswelt. Osnabrücker Studien zur Geographie, Band 7, S. 14-77.
- HARD, G. (1988): Selbstmord und Wetter – Selbstmord und Gesellschaft. Studien zur Problemwahrnehmung in der Wissenschaft und zur Geschichte der Geographie. Geographische Zeitschrift, Beihefte: Erdkundliches Wissen, Heft 92, Stuttgart.
- HARD, G. (1990): „Was ist Geographie?“ Reflexionen über geographische Reflexionsstudien. Karlsruher Manuskripte zur Mathematischen und Theoretischen Wirtschafts- und Sozialgeographie, Heft 94, Karlsruhe.
- HARD, G. (1992): Zwei Versionen der klassischen Geographie oder: Wie man Geographietheorien vergleichend bewerten kann. Klagenfurter Geographische Schriften, Heft 10, Festschrift für Bruno Backé, S. 35-51.
- HARD, G. (1993): Herders „Klima“. Zu einigen „geographischen“ Denkmotiven in Herders *Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit*. In: HABERLAND, D. (Hrsg.): *Geographia Spiritualis* (Festschrift für Hanno Beck). Frankfurt am Main, Berlin, Bern und andere, S. 87-106.
- VON HUMBOLDT, W. (1947): Über die Grenzen des Staates. Kleine Eulen Reihe Nr. 8, Düsseldorf.
- JÜNGER, E. (1932): Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt. Hamburg.
- KANT, I. (1968): Kritik der Urteilskraft (1. Aufl.: 1790, zitierte Fassung: 1793). KANT, I.: Werke in zwölf Bänden. Band X, Theorie-Werkausgabe Suhrkamp, Frankfurt am Main.
- KLUGE, F.; GÖTZE, A. (1953¹⁶): Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Berlin.
- KLUGE, F.; SEIBOLD, G. (1995²³): Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Berlin.
- KIPPENBERG, H. G. (Hrsg.) (1977): Seminar: Die Entstehung der antiken Klassengesellschaft. Frankfurt am Main.
- RATZEL, F. (1882): Anthro-Geographie. Stuttgart.
- RATZEL, F. (1941): Erdenmacht und Völkerschicksal. Eine Auswahl aus seinen Werken. Herausgegeben und eingeleitet von Generalmajor a. D. Prof. Dr. Karl Haushofer. Stuttgart.
- SCHLÜTER, O. (1906): Die leitenden Gesichtspunkte der Anthropogeographie, insbesondere der Lehre Friedrich Ratzels. In: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik 22, S. 581-630.
- SCHULTZ, H.-D. (1980): Die deutschsprachige Geographie von 1800 bis 1970. Ein Beitrag zur Geschichte ihrer Methodologie. In: Abhandlungen des Geographischen Instituts – Anthropogeographie. Band 29. Berlin.
- SCHULTZ, H.-D. (1992): Fortschrittsfreunde! Die andere Seite der Geographie am Beispiel der „Philosophischen Erdkunde“ Ernst Kapps. In: BROGIATO, H. P.; CLOß, H.-M. (Hrsg.): Geographie und ihre Didaktik. Festschrift für Walter Sperling. Materialien zur Didaktik der Geographie, H. 16, S. 65-93.

- SCHULTZ, H.-D. (1993): „Wachstumswille ist Naturgebot“! Der Beitrag der Schulgeographie zum Versagen der Staatsbürgerkunde in der Weimarer Republik. In: DITHMAR, R. (Hrsg.): Schule und Unterricht in der Endphase der Weimarer Republik. Hamburg, S. 21-42.
- SCHULTZ, H.-D. (1993a): Vom Aufbruch in die Moderne zur Angst vor dem Untergang. Leitbilder der Geographie und des Geographieunterrichts in historisch-didaktischer Reflexion. In: KATTENSTEDT, H. (Hrsg.): „Grenzüberschreitung“. Festschrift für Manfred Büttner, Bochum, S. 105-126.
- SCHULTZ, H.-D. (1997): Von der Apotheose des Fortschritts zur Zivilisationskritik. Das Mensch-Natur-Problem in der klassischen Geographie. In: EISEL, U.; SCHULTZ, H.-D. (Hrsg.): Geographisches Denken. Urbs et Regio, Kasseler Schriften zur Geographie und Planung, Band 65, Kassel, S. 177-282.
- SCHULTZ, H.-D. (1998): Herder und RATZEL: Zwei Extreme, ein Paradigma? In: Erdkunde 52, S. 127-143.
- SCHULTZ, H.-D. (1998a): Deutsches Land – deutsches Volk. Die Nation als geographisches Konstrukt. In: Berichte zur deutschen Landeskunde 72, H. 2, S. 85-114.
- SCHULTZ, H.-D. (2000): Die „Ordnung der Dinge“ in der deutschen Geographie des 19. Jahrhunderts (mit Ausblick ins 20. Jh.). In: Die Erde 131, S. 221-240.
- SCHULTZ, H.-D. (2000a): Die deutsche Geographie im 19. Jahrhundert und die Lehre Friedrich RATZELS. In: DIEKMANN, I.; KRÜGER, P.; SCHOEPS, J. (Hrsg.): Geopolitik. Grenzgänge im Zeitgeist Band 1.1, 1890 bis 1945, Potsdam, S. 39-84.
- SCHULTZ, H.-D. (2002): „Jeder Raum hat sein Volk“. Nationalstaatsbildung und industrielle Moderne in der deutschsprachigen Geographie. In: LUIG, U.; SCHULTZ, H.-D. (Hrsg.): Natur in der Moderne. Interdisziplinäre Ansichten. Berliner Geographische Arbeiten 93. Berlin, S. 87-148.
- SCHULTZ, H.-D. (2004): Durch das „blinde Chaos“ führt die „Allmutter Natur“. Mensch und Raum im Denken der „klassischen Geographie“. In: SCHULTZ, H.-D. (Hrsg.): ¿Geographie? Teil 3 (Ergänzungsband): Antworten vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Arbeitsberichte, Geographisches Institut, Humboldt-Universität zu Berlin, Heft 100, Berlin, S. 211-226.
- SCHULTZ, H.-D. (2005): Zwischen fordernder Natur und freiem Willen: Das Politische an der „klassischen“ deutschen Geographie. In: Erdkunde 59, H. 1, S. 1-21.
- SNELL, B. (1975): Die Entdeckung des Geistes. Studien zur Entdeckung des europäischen Denkens bei den Griechen. Göttingen.
- THOMSON, G. (1956): Aischylos und Athen. Berlin.
- TREPL, L. (1987): Geschichte der Ökologie. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Frankfurt/Main.
- WERLEN, B. (1993): Gibt es eine Geographie ohne Raum? Zum Verhältnis von traditioneller Geographie und zeitgenössischen Gesellschaften. Erdkunde 47, H. 4, S. 241-255.
- WERLEN, B. (1997): „Regionalismus“ in Wissenschaft und Alltag. In: EISEL, U.; SCHULTZ, H.-D. (Hrsg.): Geographisches Denken. Urbs et Regio, Kasseler Schriften zur Geographie und Planung, Band 65, Kassel, S. 283-310.